Bibliothek für das deutsche Volk.

Eine Sammlung
der Schätze aus den Meisterwerken aller Nationen,
vorzüglich Deutschlands.

Mit Bildnissen und Lebensbeschreibungen.

Herausgegeben von

Ferdinand Schmidt.

Erster Band.

Ernste und heitere Geschichten

von

Schiller, Goethe, Herder,
Tieck, Hebel, Jacobs, Gellert etc.

Mit Friedrich von Schillers Portrait.

Berlin.
Verlag von Carl Barthol.



Friedrich von Schiller.

Ernste und heitere
Geschichten

von

Schiller, Goethe, Herder, Tieck, Hebel,
Jacobs, Gellert ꝛc.

Herausgegeben
von

H. Kletke und Ferdinand Schmidt.

Mit Friedrich von Schillers Portrait.

Berlin.
Verlag von Carl Barthol.

Gottlieb Wilhelm Rabener

ward im Jahre 1714 auf dem Gute Wachau bei Leipzig geboren, und starb als Steuerrath zu Dresden im Jahre 1771. Der treue und langjährige Freund Gellerts, theilte er mit diesem die Liebe und Achtung seiner Zeitgenossen. Er war als Mensch geachtet, wie als Satiriker gefürchtet; denn das deutsche Publikum war damals gegen alle satirische Schriftstellerei ungemein empfindlich. Man bemühte sich, die Originale, welche der Autor copirt haben sollte, irgendwo aufzufinden, oder fand sich selbst, im Bewußtsein eigener Thorheit, persönlich angegriffen und verletzt. Die Vorsicht, welche Rabener üben mußte, zog ihm enge Schranken, und so waren es nur die Lächerlichkeiten des kleinen Bürger- und des Mittelstandes, die sein Witz gutherzig genug verspottete. Ist auch das Interesse an manchen Satiren dieser Art mit den Gegenständen selbst geschwunden, so haben andere doch das Verdienst, ein so treuer wie ergötzlicher Sittenspiegel der Vergangenheit zu sein. — Als Rabener Steuerrath in Dresden war, machte Kästner folgendes Sinngedicht auf ihn:

„Zu spotten und uns arm zu machen,
Ist Rabners doppeltes Bemühn:
Man sieht ihn über Alle lachen,
Und Alle seufzen über ihn.“

Indeß ein Mann von so anerkannter Rechtschaffenheit konnte getrost den witzigen Einfall seines Freundes belachen. Rabener war in jeder Beziehung ein trefflicher Mensch. Sein männliches

Herz und seine liebenswürdige Laune spiegeln sich vorzugsweise in seinen freundschaftlichen Briefen ab. Ja einige derselben setzen ihm, wie Goethe rühmt, als Menschen und Schriftsteller den Kranz auf. Solchen Musterbriefen zählt Goethe das vertrauliche Schreiben bei, worin Rabener die Dresdner Belagerung durch Friedrich den Großen schildert; wie er sein Haus, seine Habseligkeiten, seine Schriften und Perücken verliert, ohne sich dadurch auch nur im mindesten in seinem Gleichmuth erschüttern, in seiner Heiterkeit trüben zu lassen. „Der unbegrenzte Beifall seiner Zeit war eine Folge solcher sittlichen Vorzüge.“

Die Satiren erschienen zuerst 1751. Sämmtliche Schriften Leipzig 1771, 6 Theile, von denen der erste Rabeners Leben von Weiße und der letzte seine freundschaftlichen Briefe enthält.

Christian Fürchtegott Gellert,

geboren 1715 im Städtchen Hainichen bei Freiberg, war der Sohn eines armen Predigers, welcher dreizehn Kinder hatte. Der junge Gellert studirte in Leipzig Theologie, ward aber doch nicht Prediger, denn seine schwache Brust und sein schlechtes Gedächtniß schreckten ihn, der von Natur schon ängstlich war, davon zurück. Er betrat den Lehrstuhl und erwarb sich bald durch seine Vorlesungen über Dichtkunst, Beredsamkeit und Moral den allgemeinsten Beifall. Sein Auditorium war stets gedrängt voll von Bürgern, Militair und Studenten; von letzteren ließ er sich Briefe, Reden, Abhandlungen mittheilen, las vor, was ihm gefiel, ohne den Namen der Verfasser zu nennen, und besprach es sorgfältig, aber schonend. Sein freundliches Verhältniß zu den Studirenden war von sehr

vortheilhafter Wirkung auf Anstand und Sittlichkeit; „die schöne Seele, der reine Wille, die Theilnahme des edlen Mannes an ihrem Wohl, seine Ermahnungen, Warnungen und Bitten, in einem etwas hohlem und traurigem Tone vorgetragen," konnten, wie uns Goethe erzählt, einen Eindruck nicht verfehlen. „Die Verehrung, welche Gellert von allen jüngern Leuten genoß, war außerordentlich." Aber nicht blos bei der Jugend, in allen Kreisen der Gesellschaft, bei Volk und Fürsten gewann er gleichen Eingang. Aus allen Ständen drängte man sich vertrauungsvoll an ihm, Hochachtung, Liebe und Dank ihm zu bezeugen. Man sandte ihm Pensionen und Geschenke, ohne daß er die Geber kannte; Väter befragten ihn, wie sie ihre Söhne, Mütter, wie sie ihre Töchter erziehen sollten, Mädchen, wozu sie sich bei Heirathsvorschlägen entschließen, Zweifler, wie sie ihren Unglauben bekämpfen sollten. Als dieser fromme und liebenswürdige Mann, der bei steter Kränklichkeit zwar hypochondrisch und mehr als streng gegen sich selbst, aber freundlich und nachsichtig gegen Andere war, nach langen körperlichen Leiden im Jahre 1769 zu Leipzig starb, war die Trauer in ganz Deutschland eine allgemeine.

„Kein Tadel und Ein Lob! Ein Leser und kein Richter!
Ein allgemein und gleich Gefühl!"

sang der bekannte Dichter Weiße ihm nach. Ja, nach seinem Grabe in Leipzig geschahen Wallfahrten, welche zu verbieten der Magistrat zuletzt sich genöthigt sah.

Ein Dichter jener Zeit malt uns in folgenden Versen charakteristisch sein Bild:

„Dies sind die abgehärmten Wangen,
Auf welchen nie ein Morgenroth
Von leidenschaftlichem Verlangen
Und froher Thorheit aufgegangen.
Dies ist die Miene, die den Tod

Als einen lieben Gast empfangen,
Sein hohles Geisterauge liegt
Tief in dem warnenden Gesichte,
Erzählt des Herzens rührende Geschichte;
Spricht Engeltoleranz und rügt
Die Laster mehr durch eine weiche Zähre,
Als Rabner oder Swift durch feingedrehten Spott."

Man kann Gellert weder einen großen noch einen genialen Schriftsteller nennen; dennoch ist sein Einfluß auf die Bildung des gesammten deutschen Volkes unermeßlich gewesen, wozu das Leichte und Verständliche seiner Schreibart nicht wenig beitrug. Von seinen sämmtlichen Werken – Lustspielen, Fabeln, Gedichten, Abhandlungen u. s. w. — sind nur die geistlichen Oden und Lieder, so wie die Fabeln und poetischen Erzählungen von dauerndem Werthe. Seine geistlichen Gedichte, der Ausfluß eines wahrhaft frommen, gotterfüllten Gemüthes sind und bleiben ein Eigenthum des deutschen Volkes. Wer kennt nicht Lieder, wie: „Mein erst Gefühl sei Preis und Dank" — „Wie groß ist des Allmächt'gen Güte!" — „Jesus lebt, mit ihm auch ich!" — Noch größere Verbreitung haben seine Fabeln und poetischen Erzählungen gefunden, deren schalkhaft treuherziger Ton unübertrefflich bleibt, und die trotz ihrer oft geschwätzigen Behaglichkeit ihre Liebenswürdigkeit nie verläugnen.

Seine Fabeln erschienen zuerst 1746, seine geistlichen Oden und Lieder 1757. Beide Werke wurden bis in die neueste Zeit wiederholt aufgelegt. Die vollständige Ausgabe seiner Werke (zuerst Leipzig 1769 in 10 Theilen; zuletzt 1840 in 6 Theilen) enthält im letzten Bande Gellerts Leben von Cramer.

Justus Möser,

geboren 1720 zu Osnabrück, starb daselbst 1794.

Justus Möser gab durch seine Aufsätze zuerst das Muster echt volksthümlicher Schreibweise. Hatten die Männer, deren wir bereits gedachten, in ihren Bestrebungen vorzugsweise noch die sogenannten gebildeten Stände im Auge, so wandte sich Justus Möser zuerst principiell an die mittleren und unteren Stände des Volkes. Die Rednerbühne, die er wählte, „das Osnabrückische Intelligenzblatt," so wie auch die Titel seiner Aufsätze und Erzählungen: „Die Spinnstube" — „Die allerliebste Braut" — „Sie tanzt gut und kocht schlecht" — lassen schon erkennen, auf welchen Theil der Nation er vorzüglich wirken wollte. Eine Sammlung der volksthümlichen Stücke, die er in einer Reihe von Jahren lieferte, ist späterhin von seiner Tochter veranstaltet worden. „Patriotische Phantasien." Der hohe Preis des Werkes erschwert leider seine Verbreitung in den Kreisen, für die es zunächst bestimmt ist. „Möser war, sagt Goethe, der tüchtigste Menschenverstand selbst, werth, ein Zeitgenosse von Lessing zu sein, dem Repräsentanten des kritischen Geistes. Als Gegenstände seiner ernsten und scherzhaften Betrachtungen (in den „Patriotischen Phantasien") finden wir die Veränderungen der Sitten und Gewohnheiten, der Kleidung, der Diät, des häuslichen Lebens, der Erziehung. Man müßte aber alles, was in der bürgerlichen und sittlichen Welt vorgeht, rubriciren, wenn man die Gegenstände erschöpfen wollte, die er behandelt. Und diese Behandlung ist bewundrungswürdig. Immer ist er über seinem Gegenstand erhaben und weiß uns eine heitere Ansicht des Ernstesten zu geben; bald hinter dieser, bald hinter

jener Maske versteckt, bald in eigener Person sprechend, immer vollständig und erschöpfend, dabei immer froh, mehr oder weniger ironisch, durchaus tüchtig, rechtschaffen, wohlmeinend, ja manchmal derb und heftig, und dieses alles so abgemessen, daß man zugleich den Geist, den Verstand, die Leichtigkeit, Gewandheit, den Geschmack und den Charakter des Schriftstellers bewundern muß. In Absicht auf Wahl gemeinnütziger Gegenstände, auf tiefe Einsicht, freie Uebersicht, glückliche Behandlung, so gründlichen wie frohen Humor wüßte ich ihn mit Niemand als Franklin zu vergleichen*)."

Wir fügen diesem Urtheile über Möser noch ein Urtheil seines Biographen Nicolai bei. „Ihm war es ernstlich darum zu thun, sagt derselbe, nützliche Wahrheiten, die ihm von seiner Erfahrung aus dem täglichen Leben an die Hand gegeben wurden, auf eine eindringliche Art einzuprägen. Hierzu wendete er seinen Geschäftskreis, seine Gelehrsamkeit, seinen Witz, seine Welterfahrung und seine ernsthafte und Erholungslectüre an. Er war gleich einer arbeitsamen Biene, welche, ihrem kleinen, wohlgeordneten Staate dienend, Zelle an Zelle gebaut hat und sodann ausfliegt in anmuthige, von der Sonne beschienene Gefilde, Honig aus den schönen Blüthen zu saugen, aber mit dem Honig Stoff zu neuen Zellen einbringt, und also durch ihre angenehme Wanderung das allgemeine Wohl befördert."

Sämmtliche Werke, 8 Bd. Mit Mösers Leben von Nicolai 1798. — Neue Aufl. Herausgegeben von Abeken, 10 Theile. Berlin, 1843.

*) Wahrheit und Dichtung, Th. III, S. 183.

Moses Mendelssohn,

geboren 1729 zu Dessau, gestorben 1786 zu Berlin.

Sein Vater war ein armer Schulmeister, der ihm eine nach Umständen gute Erziehung gab und ihn in der jüdischen Gelehrsamkeit unterrichtete. 1742 wanderte Moses in Berlin ein, wo er lange Zeit in äußerster Dürftigkeit, nur von den Wohlthaten reicher Juden lebte, seine Wißbegierde aber so viel als möglich befriedigte, alte und neue Sprachen lernte, Mathematik und Philosophie studirte. Ein reicher jüdischer Seidenfabrikant, Bernard, nahm ihn als Erzieher seiner Kinder zu sich ins Haus, machte ihn dann zum Aufseher, zum Faktor und endlich zum Theilnehmer seiner Fabrik. 1754 wurde Moses durch das Schachspiel mit Lessing befreundet. Wie hoch Lessing seinen Freund achten lernte, zeigt der Nathan, den er nach dem Vorbilde Mendelssohns entwarf. Von seinen Freunden ermuntert (Lessing ließ das erste philosophische Gespräch Mendelssohns ohne dessen Wissen drucken) ward er seit 1757 ein fleißiger Mitarbeiter an mehreren kritischen Zeitschriften.

Häufig ward Mendelssohn der jüdische Socrates genannt, nach welchem er sich vorzugsweise bildete; er war ein edler Mensch, von liebenswürdigem Character, durchaus rechtlich, bescheiden, wohlwollend, seinen Freunden mit Wärme und Aufopferung ergeben. Die Grundsätze und Ansichten seiner Lebensweisheit und religiösen Erkenntniß verstand er in geschmackvoller Darstellung leicht faßlich und angenehm vorzutragen.

Sein berühmtestes Werk ist: „Phädon oder Unsterblichkeit der Seele," drei Gespräche des Socrates mit seinen Freunden am Tage seines Todes. Vorausgeschickt ist: „Leben und Character des Socrates" (zuerst 1767). Nach sokratischer Methode

werden Gründe und Gegengründe gesprächsweise gegen einander gehalten und beleuchtet. — Außerdem: „Philosophische Schriften," 2 Th. (Briefe, Gespräche, Abhandlungen rc.) — „Morgenstunden oder Vorlesungen über das Dasein Gottes." — „Kleine philosophische Schriften. Mit einer Skizze seines Lebens von Jenisch, 1789. Gesammtausg. in 7 Bd., Leipzig 1843 ff.

Helfrich Peter Sturz,

geboren im Jahre 1736 zu Darmstadt, trat als Privatsekretair in die Dienste des dänischen Staatsministers Grafen von Bernstorf, dessen bedeutendes Leben er in vortrefflichen „Erinnerungen" der Nachwelt geschildert hat. Später wurde Sturz dänischer Legationsrath: der Fall und die Hinrichtung des Ministers Struensee im Jahre 1772 vereitelten die glänzenden Aussichten, die ein so kenntnißreicher und gebildeter Mann wie Sturz für die Zukunft hatte. Ja er mußte vier Monate lang Staatsgefangener bleiben, ehe seine Schuldlosigkeit öffentlich anerkannt wurde. Er starb bei einem Besuche in Bremen im Jahre 1779. Einer seiner Zeitgenossen sagt u. a. Folgendes über ihn: Sturz war groß, wohlgewachsen, stark, die Natur hatte ihm ein frohes Herz gegeben; er war der deutschen und französischen Sprache vollkommen mächtig, schrieb und sprach dänisch und englisch, las auch italienisch und spanisch. Die alten klassischen Schriftsteller liebte er besonders und bildete nach ihnen und den besten Engländern seinen Stil, der selbst klassisch, gedrängt und voll — fast zu üppig ist, ein Vorwurf, den man vielen Schriftstellern wünschen möchte. — Seine Kenntnisse waren ausgebreitet, sein Gedächtniß glücklich, sein Witz reich, fein und lachend, gefiel stets und beleidigte nie.

„Ein Witz, dem nie an Reiz gebrach,
Zu stechen und liebkosen
Gleich aufgelegt, doch lächelnd, wenn er stach,
Und ohne Gift.“

Sturz war ein glücklicher Erzähler, dem bei jedem Gegenstande alles zur Sache gehörige gleich vorschwebte. Vor Allem aber muß hervorgehoben werden die Güte seines Herzens, der Adel seiner Seele. Er beleidigte nie und suchte gern Beleidigungen zu vergeben.

Seine Schriften erschienen zuerst 1779—82 in Leipzig bei Weidmann. Neue Aufl. 1786.

Matthias Claudius,

geboren 1740 zu Reinfeld bei Lübeck, gestorben 1815 zu Hamburg.

Einer der trefflichsten Menschen und Schriftsteller, ein wahrhafter „Volksbote,“ der aus der Tiefe eines kindlich frommen Gemüthes ernst und heiter das Leben anzusprechen wußte. Mit der wohlwollenden Güte seines Characters, mit dem lautersten Wahrheitssinne verband er, im besten Sinne des Wortes, einen echt christlichen Glauben. Wir besitzen von ihm Romanzen, Fabeln, Epigramme, Recensionen, Betrachtungen, Gespräche u. s. w., zusammengestellt unter dem Titel: „Asmus omnia sua secum portans oder sämmtliche Werke des Wandsbecker Boten.“ Manche auf Local- und Zeitverhältnisse eingehenden Aufsätze entbehren des allgemeinen Interesses, weshalb wohl zu wünschen wäre, daß das Werk (als billige Volks-Ausgabe) in verkürzter Gestalt erschiene. Als lyrischer Dichter schließt sich Claudius dem Hainbunde an, mit dem er auch die Liebe zur Natur, zu ländlichen und häuslichen Freuden theilt. Sein

vielgesungenes Rheinweinlied: „Bekränzt mit Laub,“ sein herrliches Abendlied: „Der Mond ist aufgegangen,“ voll sinniger Einfalt u. a. sind treffliche Proben seines volksthümlichen Talents. Auch seine Prosa ist einfach und treuherzig, meist durch echten Humor gewürzt; daß es einzelnen seiner späteren Schriften an Klarheit gebricht, kann nicht geleugnet werden.

Sämmtliche Werke des Wandsbecker Boten erschienen zuerst in Hamburg, 8 Thle., 1774 — 1812, dann 1819, 1829, 1838 und 1844.

Johann Jacob Engel,

geb. 1741 zu Parchim, gest. 1802 zu Parchim.

Engel studirte in Rostock und Bützow Theologie und Philosophie, ging 1765 nach Leipzig, wo er sich gar bald als Schriftsteller rühmlich bekannt machte. 1776 ward er Professor am Joachimsthal'schen Gymnasium in Berlin, unterrichtete auch Friedrich Wilhelm III., wurde 1787 Director des Berliner Theaters, zog 1794 nach Schwerin, kam jedoch 1798 auf die Einladung Friedrich Wilhelms III. wieder nach Berlin, wo er, ohne ein bestimmtes Amt zu bekleiden, woran ihn seine geschwächte Gesundheit verhinderte, in schriftstellerischer Thätigkeit bis zu seinem Tode lebte.

Engels Arbeiten sind besonders ihrer äußeren Darstellung nach, durch ihre musterhafte Diction, klare, gerundete, volltönende Prosa bemerkenswerth. Diese künstlerische Eleganz des Stils räumt ihm in der Prosaliteratur mit Recht eine ausgezeichnete Stelle ein. Wir besitzen von Engel unter dem Titel: „Der Philosoph für die Welt“ (mit großem Beifall aufgenommen, zuerst 1775 — 1800 in drei, dann in zwei, jetzt — seit

Anfang dieses Jahres — in Berlin bei Hofmann in einem Theile für 5 Sgr!) eine Reihe vermischter Aufsätze und Dialoge, philosophischen und ästhetischen Inhalts, von leicht faßlichem und ansprechendem Vortrage, in ernstem und launigem Tone. („Die Höhle auf Antiparos," „Tobias Witt," „Elisabeth Hill," „Entzückung des Las Casas" u. A.) Neben den Arbeiten des Herausgebers enthält das Buch auch Beiträge von Eberhard, Friedländer, Garve und Moses Mendelssohn. Ferner den „Fürstenspiegel," treffliche „Reden," Muster des rhetorischen Stils (darunter die berühmte Lobrede auf Friedrich II. 1781), eine „Mimik," Grundsätze und Regeln der Geberdekunst, den ersten Theil einer „Poetik," „ästhetische Versuche" Schauspiele und Lustspiele, in Prosa („der dankbare Sohn," und „der Edelknabe" u. A.) endlich seinen halb dramatisirten, berühmten Roman „Herr Lorenz Stark," ein höchst anziehendes bürgerliches Charactergemälde, von Gustav Schwab einen deutschen Landprediger von Wakefield genannt. Dies nicht genug zu empfehlende Werk ist bei Hofmann in Berlin käuflich zu einem Preise von 3 Sgr. erschienen.

Sämmtliche Schriften Engels erschienen 1801—6 in 12 Thle., eine neue Auflage derselben 1844 ff.

Johann Gottfried von Herder,

geb. 1744 zu Mohrungen in Ostpreußen, gest. 1803.

Herder's Vater war Lehrer an einer Mädchenschule. Der Knabe, der seine Jugend unter dem Druck der Armuth verlebte, bewies schon früh eine unersättliche Lernbegierde. Als

er 16 Jahr alt war, nahm ihn der Prediger Trescho als Diener und Abschreiber zu sich. Durch unfreundliche Behandlung und schweren Dienst ward ihm sein Leben unendlich verkümmert; des Nachts schlich er sich in die Bibliothek des Predigers, um seinem Wissensdurste nachzuhängen. Aus dieser unglücklichen Lage befreite ihn ein russischer Chirurgus, der zufällig von seinem Wissen Kenntniß erhielt. Er nahm ihn mit nach Königsberg, um ihn in die ärztliche Laufbahn einzuführen. Herder fiel bei der ersten Section in Ohnmacht. Dies entschied seine Lebensbahn. Er machte das academische Examen, bestand es glücklich, entschied sich für Theologie und besuchte nun die Universität. Seine ökonomische Lage war eine höchst gedrückte, besonders deshalb, weil er von den Eltern nicht die geringste Unterstützung annahm. Die mannigfache Gelegenheit, seinen Durst nach Wissen zu befriedigen, benutzte Herder aufs emsigste. Alles dem Menschen Wissenswürdige interessirte ihn; die liebsten Gegenstände seiner Forschung waren die Geschichte der Menschheit in ihrem ursprünglichen Zustande, die philosophische Kenntniß der Sprachen, die Geschichte der Poesie, bildende Kunst, Philosophie, Theologie, Geschichte der Wissenschaften. Er war schon damals, wie einer seiner Universitätsfreunde erzählt, eine lebendige Bibliothek. 1763 ward er Lehrer am Friedrichs-Collegium, 1764 Lehrer und Prediger in Riga. Im Jahre 1769 nahm er seine Entlassung, um eine Reise ins Ausland zu unternehmen. 1770 kehrte er zurück und trat bald darauf eine Reise mit dem Prinzen Peter Friedrich Wilhelm, Sohn des Fürstbischofs, Herzogs von Holstein zu Eutin, nach dem Rhein an. In Darmstadt lernte er seine nachmalige Gattin kennen, mit der er sich drei Jahre später verheirathete. Auch empfing er hier von dem Grafen Wilhelm zu Schaumburg-Lippe einen Ruf an die Hofkirche zu Bückeburg, welchen er vorläufig annahm.

In Straßburg löste er sein Verhältniß zu dem Prinzen, mußte aber, eines Augenübels halber, den Winter daselbst verweilen. 1771 kam Herder nach Bückeburg als Hofprediger und Consistorialrath. 1775 erhielt er einen Ruf als Professor der Theologie und Universitätsprediger nach Göttingen. Da sich indeß die Unterhandlungen darüber hinzogen, entschied er sich, auf eine Anfrage Goethe's, ob er die Stelle eines General-Superintendenten in Weimar annehmen wolle, für Weimar, wo er 1776 eintraf. 1788 machte Herder eine Reise nach Italien, von wo er im Jahre darauf zurückkehrte. 1789 wurde Herder, bisher Oberhofprediger, General-Superintendent, Oberkonsistorialrath und Ephorus der Schulen, Vicepräsident und 1801 wirklicher Präsident des Oberkonsistoriums. Auch erhob ihn in demselben Jahre der Kurfürst von Bayern in den Adelstand.

Durch diesen seltenen Genius wurde der Bildungsgang der deutschen Nation unendlich gefördert. Wenn ihm der Born eigener Poesie nicht reich und schöpferisch sprudelte, so war ihm doch die bewundernswürdige Gabe verliehen, das Fremdartigste gleichzeitig in sich aufzunehmen, es mit feinfühlender Empfänglichkeit sich zu eigen zu machen. So führte er der deutschen Literatur poetische Schätze aller Nationen zu und erweiterte sie, die weitesten Kreise umschreibend, wie noch Keiner vor ihm, zu einer Weltliteratur. Immer aber, was als das Trefflichste an ihm gerühmt werden mag, war sein Streben und Forschen, sein Dichten und Denken bei jedem Einzelnen auf ein Ganzes gerichtet, auf die Menschheit selbst, deren innersten Bildungsgang er nachspähete, deren einzelne Erscheinungen ihm nur galten als bedeutungsvolle Blicke in den Geist, in den Organismus des Ganzen.

Wir schließen unsere Mittheilung mit einem Worte von Goethe über Herder (Wahrheit und Dichtung II. 231 ff.): „Das

bedeutendste Ereigniß, was die wichtigsten Folgen für mich haben sollte, war die Bekanntschaft und die daran sich knüpfende nähere Verbindung mit Herder. Er hatte den Prinzen von Holstein-Eutin, der sich in traurigen Gemüthszuständen befand, auf Reisen begleitet und war mit ihm bis Straßburg gekommen. Unsere Societät, sobald sie seine Gegenwart vernahm, trug ein großes Verlangen sich ihm zu nähern, und mir begegnete dies Glück zuerst ganz unvermuthet und zufällig. Ich war nämlich in den Gasthof „Zum Geist" gegangen, ich weiß nicht, welch' bedeutenden Fremden aufzusuchen. Gleich unten an der Treppe fand ich einen Mann, der eben auch heraufzusteigen im Begriff war, und den ich für einen Geistlichen halten konnte. Sein gepudertes Haar war in eine runde Locke aufgesteckt, das schwarze Kleid bezeichnete ihn gleichfalls, mehr noch aber ein langer schwarzer seidener Mantel, dessen Ende er zusammen genommen und in die Tasche gesteckt hatte. Dieses einigermaßen auffallende, aber doch im Ganzen galante und gefällige Wesen, wovon ich schon hatte sprechen hören, ließ mich keinesweges zweifeln, daß er der berühmte Ankömmling sei, und meine Anrede mußte ihn sogleich überzeugen, daß ich ihn kenne. Er fragte nach meinem Namen, der ihm von keiner Bedeutung sein konnte; allein meine Offenheit schien ihm zu gefallen, indem er sie mit großer Freundlichkeit erwiederte, und als wir die Treppe hinaufstiegen, sich sogleich zu einer lebhaften Mittheilung bereit finden ließ. Es ist mir entfallen, wen wir damals besuchten; genug, beim Scheiden bat ich mir die Erlaubniß aus, ihn bei sich zu sehen, die er mir denn auch freundlich genug ertheilte. Ich versäumte nicht, mich dieser Vergünstigung wiederholt zu bedienen, und ward immer mehr von ihm angezogen. Er hatte etwas Weiches in seinem Betragen, das sehr schicklich und anständig war, ohne daß es eigentlich adrett gewesen wäre. Ein rundes Gesicht, eine bedeutende

Stirn, eine etwas stumpfe Nase, einen etwas aufgeworfenen aber höchst individuell angenehmen, liebenswürdigen Mund. Unter schwarzen Augenbraunen ein Paar kohlschwarze Augen, die ihre Wirkung nicht verfehlten, obgleich das eine roth und entzündet zu sein pflegte. Durch mannigfaltige Fragen suchte er sich mit mir und meinem Zustande bekannt zu machen, und seine Anziehungskraft wirkte immer stärker auf mich. Ich war überhaupt sehr zutraulicher Natur, und vor ihm besonders hatte ich gar kein Geheimniß."

Herder, sämmtliche Werke, herausgegeben von C. G. Heyne, Joh. v. Müller und J. G. Müller. Stuttg. 1805—20. 45 Bde. 8. 1827—30. 60 Thle. 12. I. Zur schönen Literatur und Kunst, 20 Thle.

Herder's ausgewählte Werke in einem Bande. 4. Stuttgart 1843 — 44.

Heinrich Pestalozzi,

geboren 1746 zu Zürich, gestorben 1827 zu Yverdun. Pestalozzi, der Freund der Armen und der Kinder ist der Erwecker und Begründer der neueren Pädagogik. Unter seinem „Erziehungs- und Bildungsprincipe," mit dem er als Schulmann auftrat, ist zu verstehen: „Naturgemäße, allseitige, harmonische Entwickelung der menschlichen Anlagen und Kräfte." Klopstock, Wieland, Herder, Goethe wandten ihm ihre Verehrung zu; Fichte wies in seinen Reden an die deutsche Nation in begeisterter Weise auf ihn hin; Friedrich Wilhelm III. bezeigte ihm persönlich seine Zuneigung. So kam es, daß sich sein Lehr- und Erziehungssystem bald über ganz Deutschland verbreitete. Pestalozzi

blickte über die Schulwände hinweg, ins Leben hinein. Nicht blos die Schule wollte er reformiren, sondern auch das Haus. Er griff zur Feder und schrieb sein Volksbuch; „Lienhard und Gertrud." Welch ein Buch! Unschuld und Weisheit haben es ihm dictirt. In einer so schlichten, dem Volksverständniß angemessenen, edlen und dabei eindringlichen Weise hatte bis dahin noch kein Volksschriftsteller geschrieben. Das Buch läßt einen Blick in Pestalozzi's warmes, für Menschenwohl erglühtes Gemüth thun, aus ihm kann man am deutlichsten entnehmen, wie ernst es der Verfasser in seinem Streben für Menschenveredelung meinte, ja gerade dies, Volksbuch enthält den Schlüssel zum Verständniß dessen, was Pestalozzi als Schulpädagoge gewollt hat. Von dem Auftreten Pestalozzi's an datirt die entschiedene Theilnahme des Lehrstandes für die Förderung des Volksschriftenwesens; Belehrung durch die Volksschule und Belehrung durch die Volksschrift gehen seit jener Zeit Hand in Hand. Wir werden in Verfolg unserer kurzen literarhistorischen Bemerkungen noch mehrmals Gelegenheit haben, darauf zu verweisen.

Lienhard und Gertrud erschien zuerst 1781 bei Decker in Berlin. — Christoph und Else, Zürich 1782. — Wie Gertrud ihre Kinder lehrt. Zürich 1801. — Das Buch der Mütter. Leipzig 1803. — Selbstbiographie. Leipzig, 1826.

Johann Wolfgang von Goethe,

wurde den 28. August 1749 zu Frankfurt a. M. geboren, wo ein Vater, Doctor der Rechte, mit dem Titel eines kaiserlichen Raths als Privatmann lebte. Der Wohlstand des Vaters

gewährte dem Knaben jedes Mittel zu einer vielseitigen geistigen Entwickelung und die heitere, practische Natur seiner Mutter wirkte vortheilhaft auf die Ausbildung seines Charakters. Auch die große geschichtliche Zeit in welcher die Kindheit des jungen Goethe verfloß — der siebenjährige Krieg, in welchem Frankfurt von den Franzosen besetzt wurde, die Thaten Friedrichs des Großen, die Krönung des letzten deutschen Kaisers in der alten Reichsstadt — erfüllte nachhaltig sein Gemüth. Im Jahre 1765 besuchte Goethe die Universität Leipzig, um dort die Rechte zu studiren, beschäftigte sich aber mehr mit Kunst und Poesie; denn hier dichtete er schon zwei kleine Lustspiele. Drei Jahre später vollendete er seine juristischen Studien auf der Universität zu Straßburg, wo er Herder kennen lernte, sich für Shakespeare und Ossian begeisterte, am Straßburger Münster die gothische Baukunst bewunderte, und wo sein Herz aufs innigste bewegt wurde durch ein zärtliches Verhältniß zu Friederike Brion, der Tochter des Pfarrers zu Sesenheim, wenige Meilen von Straßburg. Nach Goethes Rückkehr in die Vaterstadt erschienen jene berühmten Jugendwerke des Dichters, Götz von Berlichingen (1773) und Werthers Leiden (1774) von denen jener in mächtiger Weise das Abscheiden des faustrechtlichen Ritterthums darstellte, wogegen letztere die krankhafte Empfindsamkeit der Goethe'schen Gegenwart meisterhaft abspiegeln. Im November 1775 folgte Goethe der Einladung des Herzogs Carl August von Weimar, welcher so eben die Regierung angetreten hatte, an den weimarschen Hof. Es war dies jener hochherzige fürstliche Gönner, welcher die trefflichsten Geister des deutschen Volks um sich versammelte und von welchem Goethe, der in dem Fürsten zugleich einen Freund fand, mit gerechtester Anerkennung sagt:

Klein ist unter den Fürsten Germaniens freilich der meine,
Kurz und schmal ist sein Land, mäßig nur, was er vermag,

Aber so wende nach innen, so wende nach außen die Kräfte
Jeder; da wär's ein Fest, Deutscher mit Deutschen zu sein.

Schon im folgenden Jahre wurde Goethe zum geheimen Legationsrath, drei Jahre später zum wirklichen geheimen Rath und 1782 zum Kammerpräsidenten ernannt, so wie gleichzeitig in den Adelstand erhoben. Aber das Hofleben konnte ihn doch auf die Länge nicht befriedigen und der Dichter fand sich erst in Italien wieder, wohin ihn 1786 ein unwiderstehlicher Hang zog. Iphigenie und Tasso haben ihre schöne Form unter südlichem Himmel empfangen und dort wurde Egmont vollendet. 1792 begleitete Goethe den Herzog auf dem Feldzuge nach Frankreich. Das schöne freundschaftliche Verhältniß, welches sich zwei Jahre später mit Schiller anknüpfte und bis zum Tode des letzteren ungetrübt erhielt, übte auf Goethe, eigenem Geständniß zufolge, den anregendsten*) Einfluß. — Am 22. März 1832 beschloß Goethe sein wunderbar reiches Leben, welches auch im Greisenalter unausgesetzt einer wissenschaftlichen oder dichterischen Thätigkeit gewidmet war, nachdem er noch in der Mitte des vorhergehenden Jahres seine großartigste Schöpfung, das Buch seiner Jugend, den Faust, vollendet hatte. Es ist bezeichnend für den Dichterfürsten, daß seine letzten Worte „noch mehr Licht" verlangten.

Durch einen Zeitraum von beinahe 60 Jahren hat sich das deutsche Volk an dem Reichthum seines schöpferischen Geistes erfreut und erfrischt, und so groß und vielseitig ist dieser Reichthum, daß es kein Gebiet der deutschen Sprache und Dichtkunst giebt, auf welchem Goethe nicht für alle Zeit Meistergültiges erschaffen hätte; sei es in der lyrischen Poesie durch seine ewig frischen Lieder und Balladen, in der epischen

*) Auch die Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten, denen „die kluge Hausfrau" entlehnt ist, sind jener Anregung zu verdanken.

durch Hermann und Dorothea, in der dramatischen durch Götz, Egmont, Iphigenie, Tasso und Faust, sei es auf dem Gebiet der Prosa durch Werthers Leiden, Wilhelm Meister, die Lehr- und Wanderjahre, durch die Wahlverwandtschaften, durch Wahrheit und Dichtung, die italienische Reise u. s. w. Ueberall Bahn brechend, die schöne Form mit dem bedeutendsten Inhalt vereinigend, das achtzehnte wie das gegenwärtige Jahrhundert der deutschen Literatur mit seinem Geist und Gehalt erfüllend, gilt Goethe mit Recht für den ersten aller deutschen Schriftsteller.

Sein äußeres und inneres Leben hat Goethe selbst zum größten Theil in „Wahrheit und Dichtung aus meinem Leben" in den Tages- und Jahresheften, in der italienischen Reise rc. meisterhaft dargestellt; eine umfassende Biographie ist in neuerer Zeit u. a. von H. Viehoff begonnen worden (Stuttgart 1853 in neuer wohlfeiler Ausgabe). Von dem zahlreichen Briefwechsel Goethe's ist ganz besonders der mit Schiller in den Jahren 1794 — 1805 (6 Theile, Stuttgart 1828) hervorzuheben. Von seinen sämmtlichen Werken sind außer der vollständigen Taschen-Ausgabe in 40 Bänden, Stuttgart 1840 gegenwärtig noch eine elegante Octav-Ausgabe und eine billige veranstaltet worden.

August Gottlieb Meißner,

geboren 1753 zu Bautzen, gestorben 1807 zu Fulda.

Meißner studirte zu Leipzig und Wittenberg, in welcher letzteren Stadt er mit Johann Jacob Engel bekannt wurde 1785 wurde er Professor der Aesthetik und classischen Literatur

in Prag, 1805 nassau-oranischer Consistorialrath und Director der hohen Lehranstalten zu Fulda.

Eine Zeit lang gehörten die Werke dieses fruchtbaren Schriftstellers zu den gelesensten in Deutschland; blühende Einbildungskraft, schöne Sprache, Anmuth und Witz empfahlen sie. Meißner hatte als Mensch viele vortreffliche Eigenschaften, Begeisterung für Menschenwohl, Wahrheitsliebe; er wird von ihm Nahestehenden als ein dankbarer Sohn, treuer Freund und zärtlicher Gatte geschildert.

Unter der Menge der Werke, die er herausgegeben hat, nennen wir hier nur:

Skizzen, 14 Sammlungen, Leipzig 1778—1796. Sie enthalten allerlei prosaische Aufsätze verschiedenen Inhalts, Anekdoten, Erzählungen, Fabeln 2c.

J. Peter Hebel,

geb. 1760 zu Basel, gest. 1826.

Hebels Erzählungen, Belehrungen aus der Welt- und Menschenkunde, Erklärungen deutscher Schriftsteller, Idyllen und Lieder haben unter den Productionen deutscher Volksschriftsteller wohl die weiteste Verbreitung gefunden. Vor seiner Zeit waren von Volksschriftstellern nur die Motive zu ihren Dichtungen aus dem Volksleben genommen worden, Hebel ging einen Schritt weiter und wandte auch den Volksdialect an. So entstanden seine herrlichen Idyllen und Lieder, aus denen dem Leser die reinste Poesie des Landlebens entgegenweht. Das Reich des Reinmenschlichen thut sich der Seele auf. Hier läßt sich gut wohnen; hier möchte man Hütten

bauen. Der erquickende Duft des Volkslebens steigt aus den dichterischen Blüthen auf, die einem frommen, kräftigen Gemüthe entsprossen sind. Der Schwarzwald ist das Heimathland Hebels, nach dem er oft mit Heimweh und Sehnsucht blickte. Er kannte genau den Kreis der Anschauungen des Landvolks, und in diesem Kreise bewegte er sich mit vollendeter Meisterschaft. Auf den Werth seiner Alemannischen Dichtungen machte zuerst Goethe das größere Publikum aufmerksam. Hebel ging aber auch noch in anderer Beziehung weiter als seine Vorgänger. Er nahm rohes Gold aus den literarischen Schachten der Vergangenheit und prägte neue gangbare Münzen daraus. So sind die meisten seiner Erzählungen entstanden. Die Scherz- und Anekdotenbücher des 16. Jahrhunderts gaben ihm eine reiche Ausbeute. In dieser Beziehung machte er es dem großen Briten Shakespeare nach, der auch nahm, wo und was er fand. Aber freilich, wer so wiedergeben kann, wie es Beide — ein Jeder in seiner Weise — konnten, der kann wohl nehmen. Kämen doch mehr solcher Nehmer und Geber! — Jene Erzählungen Hebels bildeten den Kern seines so berühmt gewordenen Rheinischen Hausfreundes, dessen vorzüglichste Stücke unter dem ihren Werth in Wahrheit bezeichnenden Titel: „Schatzkästlein" erschienen sind. Hebels Wirken ist von Berthold Auerbach in dessen Buch: „Schrift und Volk. Grundzüge der volksthümlichen Literatur, angeschlossen an eine Charakteristik Hebels" verherrlicht worden. Auerbach sagt u. a.: „Hebels Rheinischer Hausfreund war darum so willkommen, weil er mit dem Volke zu lachen verstand." In der That, Witz und frohe Laune durchblitzen die Erzählungen in einem seltenen Grade, und danach begegnet es dem Leser oft, daß, indem sein Mund lacht, sein Auge sich mit einer Thräne der Rührung füllt. Der Zauber, der dies bewirkt, ruht in dem tiefen Gemüth Hebels, dessen

Streben jederzeit von reinster Sittlichkeit durchdrungen war. Die Allemannischen Gedichte, von dem gemüthlichen, kürzlich erst verstorbenen Dichter Reinick ins Hochdeutsche übertragen, sind in einer Prachtausgabe bei Georg Wigand erschienen. Der geniale Ludwig Richter hat die Holzschnitte dazu geliefert, Bilder, die ungemein viel zu einem tieferen Verständniß der Dichtungen beitragen. Wir wüßten auch keinen Zeichner zu nennen, der es wie L. Richter versteht, das Nationale, Gemüthliche und Naive darzustellen, worauf es doch bei diesen Dichtungen gerade ankommt. Freilich haben wir es bei den Gedichten hier nur mit Uebertragungen zu thun. Sie geben den Zauber des Originals nicht, sie lassen ihn nur ahnen. Doch wird dies zurückführen nach dem Original! Sehr zu bedauern ist es, daß die bezeichnete Ausgabe durch ihren hohen Preis den mittleren und unteren Ständen nicht zugänglich ist. Im Namen dieser Stände ersuchen wir den Herrn Herausgeber um eine billige Volksausgabe, wo möglich in dem Preise des Rheinischen Schatzkästleins, das für 10 Sgr. zu haben ist. — Das Einzige, was wir an Hebel zu beklagen haben, ist der Mangel an deutscher Gesinnung. Er war ein enthusiastischer Verehrer Napoleons, und es wirft einen dunklen Schatten auf sein Andenken, daß er in verletzender Weise über den Tod des edlen Patrioten Andreas Hofer schreiben konnte! —

Gotthelf Wilhelm Christoph Starke,

geboren 1762 zu Bernberg, wurde 1792 Rector der dasigen Stadtschule, im folgenden Jahre Oberprediger und 1799 Oberhofprediger in Ballenstädt. 1830 legte er sein Amt nieder.

Starke, ausgezeichnet als Prediger und verehrungswürdig als Mensch, erwarb sich durch seine „Häuslichen Gemälde" seiner Zeit einen nicht unbedeutenden Ruf, wenn gleich die Mehrzahl seiner Erzählungen von weichlicher Sentimentalität nicht freizusprechen sind.

Gemälde aus dem häuslichen Leben. Berlin 1793—98. 5 Thle. 3. Ausg. 1817.
Vermischte Schriften. Halle 1796.

Friedrich Christoph Wilhelm Jacobs,

geb. 1764 zu Gotha, 1790 Professor daselbst, 1807 Professor der alten Sprachen am Lyceum zu München, Hofrath und Mitglied der Akademie, ward 1811 Oberbibliothekar und Director des Münzkabinets in Gotha.

Ein feingebildeter gründlicher Kenner des klassischen Alterthums, hat sich Jacobs auch um die deutsche Sprache durch seine musterhafte Prosa großes Verdienst erworben. Seine Romane, seine Schriften für das weibliche Geschlecht, für die Jugend, stellen ihren hohen sittlichen Gehalt in vollendeter Form dar, und zeichnen sich eben so durch den Reichthum belehrender psychologischer Erfahrungen, wie durch die Reinheit und Innigkeit des Gefühls aus.

Vermischte Schriften, Gotha und Leipzig 1822 — 44. 8 Bde. — Alwin und Theodor 1802. — Rosaliens Nachlaß Leipzig 1812. 5. Auflage 1842. — Auswahl aus den Papieren eines Unbekannten. 1818 — 22. 3 Bde. Erinnerungen aus dem Leben der Frau Pfarrerin von Mainau, 1820 — 21. 2 Thle. — Die beiden Marien 1821. — Odo und Amanda 1822. — Aehrenlese

aus dem Leben des Pfarrers von Mainau, 1823—25. — Renate an ihre Tochter 1828. — Die Schule der Frauen Leipzig 1827 und 28. 7 Bde. (Enthält größtentheils die vorhergenannten Schriften.) — Erzählungen 6 Bde. Leipzig 1824 — 28. — Personalien. Selbstbiographie. Leipzig 1840.

Johann Christoph Friedrich von Schiller

wurde am 11. November *) 1759 zu Marbach geboren. Sein Vater, damals Lieutenant in Würtembergischen Diensten, stieg später bis zum Major und wurde Kommandant des herzoglichen Lustschlosses Solitüde, so wie Inspector der Baumschule des Landes. Mit 14 Jahren wurde der junge Schiller in die militärische Pflanzschule auf Solitüde aufgenommen, und als diese zur Karlsakademie erweitert und nach Stuttgart verlegt wurde, besuchte Schiller auch diese, um Medicin zu studiren. 21 Jahr alt trat er bei einem in Stuttgart garnisonirenden Regimente als Arzt ein. Der Druck der Räuber, welche Schiller noch auf der Karlsakademie vollendet hatte und die er 1782 auf eigene Kosten veröffentlichte, gab seinem Schicksal eine andere Wendung; denn dieses Stück, welches in ganz Deutschland von ungeheurer Wirkung war, und selbst im bürgerlichen Leben bedenkliche Folgen zeigte, fand bei dem Herzoge von Würtemberg die entschiedenste Mißbilligung, so daß dem Dichter alles weitere in Druckgeben seiner Schriften, wenn sie nicht medizinische wären, so wie jede Verbindung mit dem

*) Nach Angabe von G. Schwab. Die übrigen Biographen nehmen den 10. November an, den auch Schiller selbst irrthümlich für seinen Geburtstag hielt.

Auslande untersagt wurde; ja eine heimliche Reise nach Mannheim zur Aufführung der Räuber zog ihm einen 14tägigen Arrest zu. Es war am 17. September 1782, als Schiller in Gesellschaft eines treuen Freundes, des Musikus Streicher, Stuttgart heimlich verließ, um einem Druck zu entfliehen, der seinem Geiste unerträglich wurde. Aber Rücksichten, welche man in Mannheim auf den Herzog nahm, ließen den Dichter vorläufig keine Unterstützung finden; erst im folgenden Jahre finden wir Schiller als contraktlich angestellten Theaterdichter daselbst. Auch dies Verhältniß konnte ihn nicht befriedigen. Sein demnächstiger Aufenthalt in Leipzig und Dresden bei seinem Freunde Körner war von reicher geistiger Thätigkeit, wie u. a. die Vollendung des Don Karlos und der Geisterseher bezeugen (auch die treffliche Erzählung „der Verbrecher aus verlorener Ehre" fällt in jene Zeit). 1787 folgte Schiller einer Einladung nach Weimar, und zwei Jahre später bewirkte seine „Geschichte des Abfalls der Niederlande," seine Anstellung zu Jena als Professor der Geschichte. 1790 vermählte er sich mit der liebenswürdigen, feingebildeten Charlotte von Lengefeld. Der innige Geistesverkehr mit Wilhelm von Humboldt, das freundschaftliche Verhältniß zu Goethe, welches sich seit dem Jahre 1795 in schöner dauernder Weise befestigt hatte, gaben der schöpferischen Thätigkeit des Dichters die stärkste Anregung. Nach der Vollendung des Wallenstein siedelte Schiller zu Ende des Jahres 1799 nach Weimar über und lebte dort in dem gebildetsten Kreise Deutschlands ein reiches Leben, welches nur durch wiederholte Krankheitsfälle getrübt wurde. Im Jahre 1802 wurde der Dichter in den Adelsstand erhoben. Im Frühling 1804 wohnte Schiller der Aufführung von Wilhelm Tell in Berlin bei, kehrte jedoch, der glänzenden Anerbietungen ungeachtet, die ihn an Preußen zu fesseln suchten, nach Weimar zurück, wo er am 9. Mai 1805 einem Katarrhfieber erlag.

Das ideale Streben der deutschen Nation hat in Schiller seinen erhabensten Ausdruck gefunden, und während Goethes Zauberspiegel das wirkliche Leben versinnlicht, greift Schiller nach der Wirklichkeit, um die Idee zu verkörpern. So in wechselseitiger Ergänzung bezeichnen beide die Höhe unserer classischen Literatur. — Die deutsche Prosa verdankt Schiller eine Reihe gehaltvoller ästhetischer und geschichtlicher Aufsätze, den ausgezeichneten Roman der Geisterseher und zwei größere historische Werke über den 30jährigen Krieg und den Abfall der Niederlande. In Aller Munde leben die trefflichen Balladen des Dichters (der Taucher, der Ring des Polykrates, die Kraniche des Ibykus, der Graf von Habsburg u. a. m.) und seine sinnvoll didaktischen Gedichte (das Lied von der Glocke &c.); aber am freiesten und höchsten hat sich sein großer und emporstrebender Geist auf dem Boden der dramatischen Dichtung entfaltet. Wie sein erstes jugendliches Werk, die Räuber, bei aller Unnatur den Stempel des ächten Genius trägt, so sind die letzten Lebensjahre des Dichters bezeichnet durch die reifsten Früchte seiner Kraft: Wallenstein (1800), Maria Stuart (1800), Jungfrau von Orleans (1801), Braut von Messina (1803), Wilhelm Tell (1804).

Schillers sämmtliche Werke sind in zahlreichen Ausgaben erschienen, zuerst Stuttg. und Tüb. 1812—15, zuletzt 1847 in 12 Bänden (in 12.) Nachträge dazu von E. Boas (3 Bde. 1838—40) und K. Hoffmeister (4 Bde. 1840 u. 41). Außer dem Briefwechsel mit Goethe ist bemerkenswerth der mit Wilh. von Humboldt (1830) und Fr. Körner (4 Thle. 1847.) Sein Leben beschrieb Caroline von Wolzogen, Schillers Schwägerin (1845), G. Schwab (1844), K. Hoffmeister (5 Thle. 1838—42, ein Auszug dieser umfassendsten Biographie in 3 Thlen. von Viehoff.) — Eine Erläuterung seiner Gedichte gab Viehoff (5 Thle. 1839 u. 40.)

Ludwig Tieck,

am 31. Mai 1773 zu Berlin geboren, empfing dort seine Gymnasialbildung, studirte in Halle und lebte sodann in den bedeutendsten Städten Deutschlands, längere Zeit auch in Ziebingen bei Frankfurt a. d. O., einer vielseitigen literarischen Thätigkeit. Im Jahre 1805 besuchte er Italien und 1818 führte das Studium Shakespeares ihn nach London. Als königl. sächsischer Hofrath und Mitglied der Schauspiel-Direction lebte er von 1825—1840 in Dresden, bis ihn der König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen unter Verleihung eines Jahrgehalts und des Titels als geheimer Hofrath, zu sich nach Potsdam berief. Der Dichter starb am 28. April 1853 zu Berlin.

Die romantische Poesie hat in Tieck ihren schöpferisch-begabtesten und vielseitigsten Dichter verloren. In ihm vereinigte sich in seltener Weise Schärfe und Feinheit des Urtheils mit einer blühenden und reich gestaltenden Phantasie. Der bunte Traum der Märchenwelt war es besonders, der den Geist des Dichters beschäftigte und eine Reihe von Dichtungen hervorrief, die in wunderbarem Wechsel von sinniger Anmuth, behaglichem Scherz, sprudelnder Laune und tiefstem Lebensernst beseelt sind. Sehr bezeichnend für diese Richtung und Vorliebe Tiecks sind seine eignen berühmten Verse:

Mondbeglänzte Zaubernacht,
Die den Sinn gefangen hält,
Wundervolle Märchenwelt,
Steig' auf in der alten Pracht!

Von den erzählenden Märchen sind die bemerkenswerthesten der von behaglicher Heiterkeit erfüllte Abraham Tonelli, der getreue Eckardt, das liebreizende Märchen der Elfen, und, in dramatischer Form, der gestiefelte Kater, Rothkäppchen, Blau-

bart, die verkehrte Welt, Prinz Zerbino, Fortunat, Kaiser Oktavian. Während einige der dramatischen Märchen nüchternes Alltagsleben, seichte Aufklärung und literarische Verkehrtheiten humoristisch verspotten, sind die zuletzt genannten, Fortunat und Kaiser Octavian, großartige Lebensbilder, deren tiefpoetischer Gehalt noch viel zu wenig erkannt ist. Ihnen reiht sich, die Höhe der Tieck'schen (dramatischen) Dichtung bezeichnend, Leben und Tod der heiligen Genovefa an. — In seinen späteren Jahren wandte sich der Dichter ganz besonders dem Gebiet der Novelle zu, die er mit Meisterschaft handhabte, sei es, daß er sie zum feingeschliffenen Spiegel der bürgerlichen Gesellschaft gestaltete, sei es, daß er auf geschichtlicher Grundlage sie zum Rahmen großer Charaktere und bedeutender Zeitbilder machte (Dichterleben, der Tod des Dichters — Camoëns — der Krieg in den Cevennen, Viktoria Accorombona u. s. w.) Außerdem bewährte sich die vielseitige Begabung des Dichters in sehr gehaltvollen kritischen Schriften (dramaturgische Blätter u. s. w.) und in vortrefflichen Uebersetzungen (Don Quixote, und neue vervollständigte Ausgabe der Schlegel'schen Uebersetzung). Für eine noch zu erwartende Biographie Tieck's hat er selbst im Vorwort zu einzelnen Bänden seiner gesammelten Werke vorzügliches Material gegeben. Die Ausgabe seiner gesammelten Werke erschien Berlin 1828 — 1846; ebendaselbst hat eine wohlfeile Ausgabe seiner sämmtlichen Novellen begonnen.

Der Verbrecher
aus verlorener Ehre.

Eine wahre Geschichte.

Von

Friedrich von Schiller.

Christian Wolf war der Sohn eines Gastwirths in einer kleinen Landstadt und half seiner Mutter, denn der Vater war todt, bis in sein zwanzigstes Jahr die Wirthschaft besorgen. Die Wirthschaft war schlecht, und Wolf hatte müßige Stunden. Schon von der Schule her war er für einen losen Buben bekannt. Erwachsene Mädchen führten Klagen über seine Frechheit, und die Jungen des Städtchens huldigten seinem erfinderischen Kopfe. Die Natur hatte seinen Körper verabsäumt. Eine kleine unscheinbare Figur, krauses Haar von einer unangenehmen Schwärze, eine plattgedrückte Nase und eine geschwollene Oberlippe, welche noch überdies durch den Schlag eines Pferdes aus ihrer Richtung gewichen war, gaben seinem Anblick eine Widrigkeit, welche alle Weiber von ihm zurückscheuchte, und dem Witz seiner Kameraden eine reichliche Nahrung darbot.

Er wollte ertrotzen, was ihm verweigert war; weil er miß-

fiel, setzte er sich vor, zu gefallen. Er war sinnlich, und beredete sich, daß er liebe. Das Mädchen, das er wählte, mißhandelte ihn; er hatte Ursache zu fürchten, daß seine Nebenbuhler glücklicher waren; doch das Mädchen war arm. Ein Herz, das seinen Betheuerungen verschlossen blieb, öffnete sich vielleicht seinen Geschenken; aber ihn selbst drückte Mangel, und der eitle Versuch, seine Außenseite geltend zu machen, verschlang noch das Wenige, was er durch eine schlechte Wirthschaft erwarb. Zu bequem und zu unwissend, seinem zerrütteten Hauswesen durch Spekulation aufzuhelfen, zu stolz, auch zu weichlich, den Herrn, der er bisher gewesen war, mit dem Bauern zu vertauschen, und seiner angebeteten Freiheit zu entsagen, sah er nur einen Ausweg vor sich — den Tausende vor ihm und nach ihm mit besserm Glücke ergriffen haben — den Ausweg, honett zu stehlen. Seine Vaterstadt grenzte an eine landesherrliche Waldung, er wurde Wilddieb, und der Ertrag seines Raubes wanderte treulich in die Hände seiner Geliebten.

Unter den Liebhabern Hannchens war Robert, ein Jägerbursche des Försters. Frühzeitig merkte dieser den Vortheil, den die Freigebigkeit seines Nebenbuhlers über ihn gewonnen hatte, und mit Schelsucht forschte er nach den Quellen dieser Veränderung. Er zeigte sich fleißiger in der Sonne — dies war das Schild zu dem Wirthshause — sein lauerndes Auge, von Eifersucht und Neide geschärft, entdeckte ihm bald, woher dieses Geld floß. Nicht lange vorher war ein strenges Edikt gegen die Wildschützen erneuert worden, welches den Uebertreter zum Zuchthause verdammte. Robert war unermüdet, die geheimen Gänge seines Feindes zu beschleichen; endlich gelang es ihm auch, den Unbesonnenen über der That zu ergreifen. Wolf wurde eingezogen, und nur mit Aufopferung seines ganzen kleinen Vermögens brachte er es mühsam dahin, die zuerkannte Strafe durch eine Geldbuße abzuwenden.

Robert triumphirte. Sein Nebenbuhler war aus dem Felde geschlagen, und Hannchens Gunst für den Bettler verloren. Wolf kannte seinen Feind, und dieser Feind war der glückliche Besitzer seiner Johanne. Drückendes Gefühl des Mangels gesellt sich zu beleidigtem Stolze, Noth und Eifersucht stürmen vereinigt auf seine Empfindlichkeit ein, der Hunger treibt ihn hinaus in die weite Welt, Rache und Leidenschaft halten ihn fest. Er wird zum zweitenmal Wilddieb; aber Roberts verdoppelte Wachsamkeit überlistet ihn zum zweitenmal. Jetzt erfährt er die ganze Schärfe des Gesetzes; denn er hat nichts mehr zu geben, und in wenigen Wochen wird er in das Zuchthaus der Residenz abgeliefert.

Das Strafjahr war überstanden, seine Leidenschaft durch die Entfernung gewachsen, und sein Trotz unter dem Gewicht des Unglücks gestiegen. Kaum erlangt er die Freiheit, so eilt er nach seinem Geburtsorte, sich seiner Johanne zu zeigen. Er erscheint; man flieht ihn. Die dringende Noth hat endlich seinen Hochmuth gebeugt, und seine Weichlichkeit überwunden — er bietet sich den Reichen des Orts an, und will für den Taglohn dienen. Der Bauer zuckt über den schwachen Zärtling die Achsel; der derbe Knochenbau seines handfesten Mitbewerbers sticht ihn bei diesem fühllosen Gönner aus. Er wagt einen letzten Versuch. Ein Amt ist noch ledig, der äußerste verlorne Posten des ehrlichen Namens — er meldet sich zum Hirten des Städtchens, aber der Bauer will seine Schweine keinem Taugenichts anvertrauen. In allen Entwürfen getäuscht, an allen Orten zurückgewiesen, wird er zum drittenmal Wilddieb, und zum drittenmal trifft ihn das Unglück, seinem wachsamen Feinde in die Hände zu fallen.

Der doppelte Rückfall hatte seine Verschuldung erschwert. Die Richter sahen in das Buch der Gesetze, aber nicht einer in die Gemüthsfassung des Beklagten. Das Mandat gegen die

Wilddiebe bedurfte einer solennen und exemplarischen Genugthuung, und Wolf wurde verurtheilt, das Zeichen des Galgens auf den Rücken gebrannt, drei Jahre auf der Festung zu arbeiten.

Auch diese Periode verlief, und er ging von der Festung — aber ganz anders, als er dahin gekommen war. Hier fängt eine neue Epoche in seinem Leben an; man höre ihn selbst, wie er nachher gegen seinen geistlichen Beistand, und vor Gerichte bekannt hat. „Ich betrat die Festung," sagte er „als ein Verirrter, und verließ sie als ein Lotterbube. Ich hatte noch etwas in der Welt gehabt, das mir theuer war, und mein Stolz krümmte sich unter der Schande. Wie ich auf die Festung gebracht war, sperrte man mich zu drei und zwanzig Gefangenen ein, unter denen zwei Mörder, und die übrigen alle berüchtigte Diebe und Vagabunden waren. Man verhöhnte mich, wenn ich von Gott sprach, und setzte mir zu, schändliche Lästerungen gegen den Erlöser zu sagen. Man sang mir Lieder vor, die ich, ein lüderlicher Bube, nicht ohne Ekel und Entsetzen hörte, aber was ich ausüben sah, empörte meine Schamhaftigkeit noch mehr. Kein Tag verging, wo nicht irgend ein schändlicher Lebenslauf wiederholt, irgend ein schlimmer Anschlag geschmiedet ward. Anfangs floh ich dieses Volk, und verkroch mich vor ihren Gesprächen so gut mir's möglich war; aber ich brauchte ein Geschöpf, und die Barbarei meiner Wächter hatte mir auch meinen Hund abgeschlagen. Die Arbeit war hart und tyrannisch, mein Körper kränklich; ich brauchte Beistand, und wenn ich's aufrichtig sagen soll, ich brauchte Bedaurung, und diese mußte ich mit dem letzten Ueberreste meines Gewissens erkaufen. So gewöhnte ich mich endlich an das Abscheulichste, und im letzten Vierteljahre hatte ich meine Lehrmeister übertroffen."

„Von jetzt an lechzte ich nach dem Tage meiner Freiheit, wie ich nach Rache lechzte. Alle Menschen hatten mich beleidigt, denn alle waren besser und glücklicher als ich. Ich betrachtete

mich als den Märtyrer des natürlichen Rechts, und als ein Schlachtopfer der Gesetze. Zähneknirschend rieb ich meine Ketten, wenn die Sonne hinter meinem Festungsberg heraufkam; eine weite Aussicht ist zwiefache Hölle für einen Gefangenen. Der freie Zugwind, der durch die Luftlöcher meines Thurmes pfiff, und die Schwalbe, die sich auf dem eisernen Stab meines Gitters niederließ, schienen mich mit ihrer Freiheit zu necken, und machten mir meine Gefangenschaft desto gräßlicher. Damals gelobte ich unversöhnlichen glühenden Haß Allem, was dem Menschen gleicht, und was ich gelobte, habe ich redlich gehalten.

„Mein erster Gedanke, sobald ich mich frei sah, war meine Vaterstadt. So wenig auch für meinen künftigen Unterhalt da zu hoffen war, so viel versprach sich mein Hunger nach Rache. Mein Herz klopfte wilder, als der Kirchthurm von weitem aus dem Gehölze stieg. Es war nicht mehr das herzliche Wohlbehagen, wie ich's bei meiner ersten Wallfahrt empfunden hatte. — Das Andenken alles Ungemachs, aller Verfolgungen, die ich dort einst erlitten hatte, erwachte mit einemmale aus einem schrecklichen Todesschlaf; alle Wunden bluteten wieder, alle Narben gingen auf. Ich verdoppelte meine Schritte, denn es erquickte mich im Voraus, meine Feinde durch meinen plötzlichen Anblick in Schrecken zu setzen, und ich dürstete jetzt eben so sehr nach neuer Erniedrigung, als ich damals davor gezittert hatte.

„Die Glocken läuteten zur Vesper, als ich mitten auf dem Markte stand. Die Gemeine wimmelte zur Kirche. Man erkannte mich schnell; jedermann, der mir aufstieß, trat scheu zurück. Ich hatte von jeher die kleinen Kinder sehr lieb gehabt, und auch jetzt übermannte mich's unwillkührlich, daß ich einem Knaben, der neben mir vorbei hüpfte, einen Groschen bot. Der Knabe sah mich einen Augenblick starr an, und warf mir den Groschen in's Gesicht. Wäre mein Blut nur etwas ruhiger gewesen, so hätte ich mich erinnert, daß der Bart, den ich noch

von der Festung mitbrachte, meine Gesichtszüge bis zum Gräßlichen entstellte — aber mein böses Herz hatte meine Vernunft angesteckt. Thränen, wie ich sie nie geweint hatte, liefen über meine Backen.

„Der Knabe weiß nicht, wer ich bin, noch woher ich komme, sagte ich halb laut zu mir selbst, und doch meidet er mich, wie ein schändliches Thier. Bin ich denn irgendwo auf der Stirn gezeichnet, oder habe ich aufgehört, einem Menschen ähnlich zu sehen, weil ich fühle, daß ich keinen mehr lieben kann? — Die Verachtung dieses Knaben schmerzte mich bitterer, als dreijähriger Galliotendienst, denn ich hatte ihm Gutes gethan, und konnte ihn keines persönlichen Hasses beschuldigen.

„Ich setzte mich auf einen Zimmerplatz, der Kirche gegenüber; was ich eigentlich wollte, weiß ich nicht; doch ich weiß noch, daß ich mit Erbitterung aufstand, als von allen meinen vorübergehenden Bekannten keiner mich nur eines Grußes gewürdigt hatte, auch nicht einer. Unwillig verließ ich meinen Standort, eine Herberge aufzusuchen; als ich an der Ecke einer Gasse umlenkte, rannte ich gegen meine Johanne. „Sonnenwirth!" schrie sie laut auf, und machte eine Bewegung mich zu umarmen. „Du wieder da, lieber Sonnenwirth! Gott sei Dank, daß du wieder kommst!" Hunger und Elend sprach aus ihrer Bedeckung, eine schändliche Krankheit aus ihrem Gesichte, ihr Anblick verkündigte die verworfenste Kreatur, zu der sie erniedrigt war. Ich ahnete schnell, was hier geschehen sein möchte; einige fürstliche Dragoner, die mir eben begegnet waren, ließen mich errathen, daß Garnison in dem Städtchen lag. „Soldatendirne," rief ich, und drehte ihr lachend den Rücken zu. Es that mir wohl, daß noch ein Geschöpf unter mir war im Rang der Lebendigen. Ich hatte sie niemals geliebt.

„Meine Mutter war todt. Mit meinem kleinen Hause hatten sich meine Kreditoren bezahlt gemacht. Ich hatte Niemand und

nichts mehr. Alle Welt floh mich, wie einen Giftigen, aber ich hatte endlich verlernt, mich zu schämen. Vorher hatte ich mich dem Anblick der Menschen entzogen, weil Verachtung mir unerträglich war. Jetzt drang ich mich auf, und ergötzte mich, sie zu verscheuchen. Es war mir wohl, weil ich nichts mehr zu verlieren, und nichts mehr zu hüten hatte. Ich brauchte keine gute Eigenschaft mehr, weil man keine mehr bei mir vermuthete.

„Die ganze Welt stand mir offen, ich hätte vielleicht in einer fremden Provinz für einen ehrlichen Mann gegolten, aber ich hatte den Muth verloren, es auch nur zu scheinen. Verzweiflung und Schande hatten mir endlich diese Sinnesart aufgezwungen. Es war die letzte Ausflucht, die mir übrig war, die Ehre entbehren zu lernen, weil ich an keine mehr Anspruch machen durfte. Hätten meine Eitelkeit und mein Stolz meine Erniedrigung erlebt, so hätte ich mich selber entleiben müssen.

„Was ich nunmehr eigentlich beschlossen hatte, war mir selber unbekannt. Ich wollte Böses thun, soviel erinnerte ich mich noch dunkel. Ich wollte mein Schicksal verdienen. Die Gesetze, meinte ich, wären Wohlthaten für die Welt; also faßte ich den Vorsatz, sie zu verletzen; ehemals hatte ich aus Nothwendigkeit und Leichtsinn gesündigt, jetzt that ich's aus freier Wahl zu meinem Vergnügen.

„Mein erstes war, daß ich mein Wildschießen fortsetzte. Die Jagd überhaupt war mir nach und nach zur Leidenschaft geworden, und außerdem mußte ich ja leben. Aber dies war es nicht allein; es kitzelte mich, das fürstliche Edikt zu verhöhnen und meinem Landesherrn nach allen Kräften zu schaden. Ergriffen zu werden, besorgte ich nicht mehr, denn jetzt hatte ich eine Kugel für meinen Entdecker bereit, und das wußte ich, daß mein Schuß seinen Mann nicht fehlte. Ich erlegte alles Wild, das mir aufstieß, nur weniges machte ich auf der Grenze zu Gelde, das meiste ließ ich verwesen. Ich lebte kümmerlich, um nur den

Aufwand an Blei und Pulver zu bestreiten. Meine Verheerungen in der großen Jagd wurden ruchbar, aber mich drückte kein Verdacht mehr. Mein Anblick löschte ihn aus. Mein Name war vergessen.

„Diese Lebensart trieb ich mehrere Monate. Eines Morgens hatte ich nach meiner Gewohnheit das Holz durchstrichen, die Fährte eines Hirsches zu verfolgen. Zwei Stunden hatte ich mich vergeblich ermüdet, und schon fing ich an, meine Beute verloren zu geben, als ich sie auf einmal in schußgerechter Entfernung entdecke. Ich will anschlagen und abdrücken — aber plötzlich erschreckt mich der Anblick eines Hutes, der wenige Schritte vor mir auf der Erde liegt. Ich forsche genauer, und erkenne den Jäger Robert, der hinter dem dicken Stamm einer Eiche auf eben das Wild anschlägt, dem ich den Schuß bestimmt hatte. Eine tödtliche Kälte fährt bei diesem Anblick durch meine Gebeine. Just das war der Mensch, den ich unter allen lebendigen Dingen am gräßlichsten haßte, und dieser Mensch war in die Gewalt meiner Kugel gegeben. In diesem Augenblick dünkte mich's, als ob die ganze Welt in meinem Flintenschuß läge, und der Haß meines ganzen Lebens in die einzige Fingerspitze sich zusammendrängte, womit ich den mörderischen Druck thun sollte. Eine unsichtbare fürchterliche Hand schwebte über mir, der Stundenweiser meines Schicksals zeigte unwiderruflich auf diese schwarze Minute. Der Arm zitterte mir, da ich meiner Flinte die schreckliche Wahl erlaubte — meine Zähne schlugen zusammen wie im Fieberfrost, und der Odem sperrte sich erstickend in meiner Lunge. Eine Minute lang blieb der Lauf meiner Flinte ungewiß zwischen dem Menschen und dem Hirsch mitten inne schwanken — eine Minute — und noch eine — und wieder eine. Rache und Gewissen rangen hartnäckig und zweifelhaft, aber die Rache gewann's, und der Jäger lag todt am Boden.

„Mein Gewehr fiel mit dem Schusse . . . . . Mörder . .

. . stammelte ich langsam — der Wald war still wie ein Kirchhof — ich hörte deutlich, daß ich Mörder sagte. Als ich näher schlich, starb der Mann. Lange stand ich sprachlos vor dem Todten, ein helles Gelächter endlich machte mir Luft. „Wirst du jetzt reinen Mund halten, guter Freund!" sagte ich, und trat keck hin, indem ich zugleich das Gesicht des Ermordeten auswärts kehrte. Die Augen standen ihm weit auf. Ich wurde ernsthaft, und schwieg plötzlich wieder stille. Es fing mir an, seltsam zu werden.

„Bis hieher hatte ich auf Rechnung meiner Schande gefrevelt; jetzt war etwas geschehen, wofür ich noch nicht gebüßt hatte. Eine Stunde vorher, glaube ich, hätte mich kein Mensch überredet, daß es noch etwas Schlechteres, als mich, unter dem Himmel gebe; jetzt fing ich an zu muthmaßen, daß ich noch vor einer Stunde wohl gar zu beneiden war.

„Gottes Gerichte fielen mir nicht ein — wohl aber eine, ich weiß nicht welche, verwirrte Erinnerung an Strang und Schwert, und die Exekution einer Kindermörderin, die ich als Schuljunge mit angesehen hatte. Etwas ganz besonders Schreckbares lag für mich in dem Gedanken, daß von jetzt an mein Leben verwirkt sei. Auf Mehreres besinne ich mich nicht mehr. Ich wünschte gleich darauf, daß er noch lebte. Ich that mir Gewalt an, mich lebhaft an alles Böse zu erinnern, das mir der Todte im Leben zugefügt hatte, aber sonderbar! mein Gedächtniß war wie ausgestorben. Ich konnte nichts mehr von alle dem hervorrufen, was mich vor einer Viertelstunde zum Rasen gebracht hatte. Ich begriff gar nicht, wie ich zu dieser Mordthat gekommen war.

„Noch stand ich vor der Leiche, noch immer. Das Knallen einiger Peitschen, und das Geknarre von Frachtwagen, die durch's Holz fuhren, brachte mich zu mir selbst. Es war kaum eine

Viertelmeile abseits der Heerstraße, wo die That geschehen war. Ich mußte auf meine Sicherheit denken.

„Unwillkührlich verlor ich mich tiefer in den Wald. Auf dem Wege fiel mir ein, daß der Entleibte sonst eine Taschenuhr besessen hätte. Ich brauchte Geld, um die Grenze zu erreichen — und doch fehlte mir der Muth, nach dem Platze umzuwenden, wo der Todte lag. Hier erschreckte mich ein Gedanke an den Teufel und an eine Allgegenwart Gottes. Ich raffte meine ganze Kühnheit zusammen; entschlossen, es mit der ganzen Hölle aufzunehmen, ging ich nach der Stelle zurück. Ich fand, was ich erwartet hatte, und in einer grünen Börse noch etwas weniges über einen Thaler an Gelde. Eben, da ich Beides zu mir stecken wollte, hielt ich plötzlich ein, und überlegte. Es war keine Anwandlung von Scham, auch nicht Furcht, mein Verbrechen durch Plünderung zu vergrößern — Trotz, glaube ich, war es, daß ich die Uhr wieder von mir warf und von dem Gelde nur die Hälfte behielt. Ich wollte für einen persönlichen Feind des Erschossenen, aber nicht für seinen Räuber gehalten sein.

„Jetzt floh ich waldeinwärts. Ich wußte, daß das Holz sich vier deutsche Meilen nordwärts erstreckte, und dort an die Grenzen des Landes stieß. Bis zum hohen Mittag lief ich athemlos. Die Eilfertigkeit meiner Flucht hatte meine Gewissensangst zerstreut; aber sie kam schrecklicher zurück, wie meine Kräfte mehr und mehr ermatteten. Tausend gräßliche Gestalten gingen an mir vorüber, und schlugen wie schneidende Messer in meine Brust. Zwischen einem Leben voll rastloser Todesfurcht, und einer gewaltsamen Entleibung, war mir jetzt eine schreckliche Wahl gelassen, und ich mußte wählen. Ich hatte das Herz nicht, durch Selbstmord aus der Welt zu gehen, und entsetzte mich vor der Aussicht, darin zu bleiben. Geklemmt zwischen die gewissen Qualen des Lebens, und die ungewissen Schrecken der Ewigkeit, gleich unfähig zu leben und zu sterben, brachte ich die sechste

Stunde meiner Flucht dahin, eine Stunde, vollgepresst von Qualen, wovon noch kein lebendiger Mensch zu erzählen weiß.

„In mich gekehrt und langsam, ohne mein Wissen den Hut tief in's Gesicht gedrückt, als ob mich dies vor dem Auge der leblosen Natur hätte unkenntlich machen können, hatte ich unvermerkt einen schmalen Fußsteig verfolgt, der mich durch das dunkelste Dickicht führte — als plötzlich eine rauhe befehlende Stimme vor mir her: Halt! rufte. Die Stimme war ganz nahe, meine Zerstreuung und der heruntergedrückte Hut hatten mich verhindert, um mich herumzuschauen. Ich schlug die Augen auf, und sah einen wilden Mann auf mich zukommen, der eine große knotige Keule trug. Seine Figur ging in's Riesenmäßige — meine erste Bestürzung wenigstens hatte mich dies glauben gemacht — und die Farbe seiner Haut war von einer gelben Mulattenschwärze, woraus das Weiße eines schielenden Auges bis zum Grassen hervortrat. Er hatte, statt eines Gurts, ein dickes Seil zweifach um einen grünen wollenen Rock geschlagen, worin ein breites Schlachtmesser bei einer Pistole steckte. Der Ruf wurde wiederholt, und ein kräftiger Arm hielt mich fest. Der Laut eines Menschen hatte mich in Schrecken gejagt, aber der Anblick eines Bösewichts gab mir Herz. In der Lage, worin ich jetzt war, hatte ich Ursache, vor jedem redlichen Manne, aber keine mehr, vor einem Räuber zu zittern.

„Wer da?“ fragte diese Erscheinung.

„Deinesgleichen,“ war meine Antwort, „wenn du der wirklich bist, dem du gleich siehst!“

„Dahinaus geht der Weg nicht. Was hast du hier zu suchen?“

„Was hast du hier zu fragen?“ versetzte ich trotzig.

„Der Mann betrachtete mich zweimal vom Fuß bis zum Wirbel. Es schien, als ob er meine Figur gegen die seinige,

und meine Antwort gegen meine Figur halten wollte — „Du sprichst brutal, wie ein Bettler,“ sagte er endlich.

„Das mag sein. Ich bin's noch gestern gewesen.“

„Der Mann lachte. „Man sollte darauf schwören,“ rief er, „du wolltest auch noch jetzt für nichts Besseres gelten.“

„Für etwas Schlechteres also,“ ich wollte weiter.

„Sachte, Freund! Was jagt dich denn so? Was hast du für Zeit zu verlieren?“

„Ich besann mich einen Augenblick. Ich weiß nicht, wie mir das Wort auf die Zunge kam, „das Leben ist kurz,“ sagte ich langsam, „und die Hölle währt ewig.“

„Er sah mich stier an. „Ich will verdammt sein,“ sagte er endlich, „oder du bist an einem Galgen hart vorbeigestreift.“

„Das mag wohl noch kommen. Also auf Wiedersehen, Kamerad!“

„Topp, Kamerade!“ — schrie er, indem er eine zinnerne Flasche aus seiner Jagdtasche hervorlangte, einen kräftigen Schluck daraus that, und mir sie reichte. Flucht und Beängstigung hatten meine Kräfte aufgezehrt, und diesen ganzen entsetzlichen Tag war noch nichts über meine Lippen gekommen. Schon fürchtete ich, in dieser Waldgegend zu verschmachten, wo auf drei Meilen in der Runde kein Labsal für mich zu hoffen war. Man urtheile, wie froh ich auf diese dargebotene Gesundheit Bescheid that. Neue Kraft floß mit diesem Erquicktrunk in meine Gebeine, und frischer Muth in mein Herz, und Hoffnung und Liebe zum Leben. Ich fing an zu glauben, daß ich doch wohl nicht ganz elend wäre; so viel konnte dieser willkommene Trank. Ja, ich bekenne es, mein Zustand grenzte wieder an einen glücklichen, denn endlich, nach tausend fehlgeschlagenen Hoffnungen, hatte ich eine Kreatur gefunden, die mir ähnlich schien. In dem Zustande, worein ich versunken war, hätte ich mit dem

höllischen Geiste Kameradschaft getrunken, um einen Vertrauten zu haben.

„Der Mann hatte sich auf's Gras hingestreckt, ich that ein Gleiches.

„Dein Trunk hat mir wohl gethan,“ sagte ich. „Wir müssen bekannter werden.“

„Er schlug Feuer, seine Pfeife zu zünden.

„Treibst du das Handwerk schon lange?“

„Er sah mich fest an. „Was willst du damit sagen?“

„War das schon oft blutig?“ Ich zog das Messer aus seinem Gürtel.

„Wer bist du?“ sagte er schrecklich, und legte die Pfeife von sich.

„Ein Mörder, wie du — aber nur erst ein Anfänger.“

„Der Mensch sah mich steif an und nahm seine Pfeife wieder.

„Du bist nicht hier zu Hause?“ sagte er endlich.

„Drei Meilen von hier. Der Sonnenwirth in L . . . ., wenn du von mir gehört hast.“

„Der Mann sprang auf, wie ein Besessener. „Der Wildschütze Wolf?“ schrie er hastig.

„Der nämliche.“

„Willkommen, Kamerad! Willkommen!“ rief er, und schüttelte mir kräftig die Hände. „Das ist brav, daß ich dich endlich habe, Sonnenwirth! Jahr und Tag schon sinn' ich darauf, dich zu kriegen. Ich kenne dich recht gut. Ich weiß um alles. Ich habe lange auf dich gerechnet.“

„Auf mich gerechnet? Wozu denn?“

„Die ganze Gegend ist voll von dir. Du hast Feinde, ein Amtmann hat dich gedrückt, Wolf! Man hat dich zu Grunde gerichtet, himmelschreiend ist man mit dir umgegangen.“

„Der Mann wurde hitzig — „Weil du ein paar Schweine

geschossen hast, die der Fürst auf unsern Aeckern und Feldern füttert, haben sie dich Jahre lang im Zuchthause und auf der Festung herumgezogen, haben sie dich um Haus und Wirthschaft bestohlen, haben sie dich zum Bettler gemacht. Ist es dahin gekommen, Bruder, daß der Mensch nicht mehr gelten soll, als ein Hase? Sind wir nicht besser, als das Vieh auf dem Felde? — Und ein Kerl, wie du, konnte das dulden?"

„Konnt' ich's ändern?"

„Das werden wir ja wol sehen. Aber sage mir doch, woher kommst du denn jetzt, und was führst du im Schilde?"

„Ich erzählte ihm meine ganze Geschichte. Der Mann, ohne abzuwarten, bis ich zu Ende war, sprang mit froher Ungeduld auf, und mich zog er nach. „Komm, Bruder Sonnenwirth," sagte er, „jetzt bist du reif, jetzt hab' ich dich, wo ich dich brauchte. Ich werde Ehre mit dir einlegen. Folge mir!"

„Wo willst du mich hinführen?"

„Frage nicht lange. Folge!" — „Er schleppte mich mit Gewalt fort.

„Wir waren eine kleine Viertelmeile gegangen. Der Wald wurde immer abschüssiger, unwegsamer und wilder, keiner von uns sprach ein Wort, bis mich endlich die Pfeife meines Führers aus meinen Betrachtungen aufschreckte. Ich schlug die Augen auf, wir standen am schroffen Absturz eines Felsen, der sich in eine tiefe Kluft hinunterbückte. Eine zweite Pfeife antwortete aus dem innersten Bauche des Felsen, und eine Leiter kam, wie von selbst, langsam aus der Tiefe gestiegen. Mein Führer kletterte zuerst hinunter, mich hieß er warten, bis er wieder käme. Erst muß ich den Hund an Ketten legen lassen, setzte er hinzu, du bist hier fremd, die Bestie würde dich zerreißen. Damit ging er.

„Jetzt stand ich allein vor dem Abgrund; und ich wußte recht gut, daß ich allein war. Die Unvorsichtigkeit meines Führers entging meiner Aufmerksamkeit nicht. Es hätte mir

nur einen beherzten Entschluß gekostet, die Leiter heraufzuziehen, so war ich frei, und meine Flucht war gesichert. Ich gestehe, daß ich das einsah. Ich sah in den Schlund hinab, der mich jetzt aufnehmen sollte; es erinnerte mich dunkel an den Abgrund der Hölle, woraus keine Erlösung mehr ist. Mir fing an vor der Laufbahn zu schaudern, die ich nunmehr betreten wollte; nur eine schnelle Flucht konnte mich retten. Ich beschließe diese Flucht — schon strecke ich den Arm nach der Leiter aus — aber auf einmal donnert's in meinen Ohren, es umhallt mich wie Hohngelächter der Hölle: „Was hat ein Mörder zu wagen?" — und mein Arm fällt gelähmt zurück. Meine Rechnung war völlig, die Zeit der Reue war dahin, mein begangener Mord lag hinter mir aufgethürmt, wie ein Fels, und sperrte meine Rückkehr auf ewig. Zugleich erschien auch mein Führer wieder, und kündigte mir an, daß ich kommen solle. Jetzt war ohnehin keine Wahl mehr. Ich kletterte hinunter.

„Wir waren wenige Schritte unter der Felsmauer weggegangen, so erweiterte sich der Grund, und einige Hütten wurden sichtbar. Mitten zwischen diesen öffnete sich ein runder Rasenplatz, auf welchem sich eine Anzahl von achtzehn bis zwanzig Menschen um ein Kohlfeuer gelagert hatte. „Hier, Kameraden," sagte mein Führer, und stellte mich mitten in den Kreis. „Unser Sonnenwirth! heißt ihn willkommen!"

„Sonnenwirth! schrie alles zugleich, und alles fuhr auf und drängte sich um mich her, Männer und Weiber. Soll ich's gestehn? Die Freude war ungeheuchelt und herzlich, Vertrauen, Achtung sogar, erschien auf jedem Gesichte, dieser drückte mir die Hand, jener schüttelte mich vertraulich am Kleide, der ganze Auftritt war, wie das Wiedersehen eines alten Bekannten, der einem werth ist. Meine Ankunft hatte den Schmaus unterbrochen, der eben anfangen sollte. Man sezte ihn sogleich fort, und nöthigte mich, den Willkomm zu trinken. Wildpret aller

Art war die Mahlzeit, und die Weinflasche wanderte unermüdet von Nachbar zu Nachbar. Wohlleben und Einigkeit schien die ganze Bande zu beseelen, und alles wetteiferte, seine Freude über mich an den Tag zu legen.

„Man hatte mich zwischen zwei Weibspersonen sitzen lassen, welches der Ehrenplatz an der Tafel war. Ich erwartete den Auswurf ihres Geschlechts, aber wie groß war meine Verwunderung, als ich unter dieser schändlichen Rotte die schönsten weiblichen Gestalten entdeckte, die mir jemals vor Augen gekommen. Margarethe, die älteste und schönste von beiden, ließ sich Jungfer nennen, und konnte kaum fünf und zwanzig sein. Sie sprach sehr frech, und ihre Geberden sagten noch mehr. Marie, die jüngere, war verheirathet, aber einem Manne entlaufen, der sie mißhandelt hatte. Sie war feiner gebildet, sah aber blaß aus und schmächtig, und fiel weniger in's Auge, als ihre feurige Nachbarinn. Beide Weiber eiferten auf einander, meine Begierden zu entzünden; die schöne Margarethe kam meiner Blödigkeit durch freche Scherze zuvor, aber das ganze Weib war mir zuwider, und mein Herz hatte die schüchterne Marie auf immer gefangen.

„Du siehst, Bruder Sonnenwirth," fing der Mann jetzt an, der mich hergebracht hatte, „du siehst, wie wir unter einander leben, und jeder Tag ist dem heutigen gleich. Nicht wahr, Kameraden?"

„Jeder Tag, wie der heutige!" wiederholte die ganze Bande.

„Kannst du dich also entschließen, an unserer Lebensart Gefallen zu finden, so schlag' ein und sei unser Anführer. Bis jetzt bin ich es gewesen, aber dir will ich weichen. Seid ihr's zufrieden, Kameraden?"

„Ein fröhliches Ja! antwortete aus allen Kehlen.

„Mein Kopf glühte, mein Gehirn war betäubt, von Wein und Begierden siedete mein Blut. Die Welt hatte mich aus-

geworfen, wie einen Verpesteten — hier fand ich brüderliche Aufnahme, Wohlleben und Ehre. Welche Wahl ich auch treffen wollte, so erwartete mich der Tod; hier aber konnte ich wenigstens mein Leben für einen höhern Preis verkaufen. Wollust war meine wüthendste Neigung; das andere Geschlecht hatte mir bis jetzt nur Verachtung bewiesen, hier erwarteten mich Gunst und zügellose Vergnügungen. Mein Entschluß kostete mir wenig. „Ich bleibe bei euch, Kameraden," rief ich laut mit Entschlossenheit, und trat mitten unter die Bande, „ich bleibe bei euch," rief ich nochmals, „wenn ihr mir meine schöne Nachbarin abtretet!" — Alle kamen überein, mein Verlangen zu bewilligen, ich war erklärter Eigenthümer einer Dirne und das Haupt einer Diebesbande.

Den folgenden Theil der Geschichte übergehe ich ganz; das bloß Abscheuliche hat nichts Unterrichtendes für den Leser. Ein Unglücklicher, der bis zu dieser Tiefe herunter sank, mußte sich endlich Alles erlauben, was die Menschheit empört — aber einen zweiten Mord beging er nicht mehr, wie er selbst auf der Folter bezeugte.

Der Ruf dieses Menschen verbreitete sich in Kurzem durch die ganze Provinz. Die Landstraßen wurden unsicher, nächtliche Einbrüche beunruhigten den Bürger, der Name des Sonnenwirths wurde der Schrecken des Landvolks, die Gerechtigkeit suchte ihn auf, und eine Prämie wurde auf seinen Kopf gesetzt. Er war so glücklich, jeden Anschlag auf seine Freiheit zu vereiteln, und verschlagen genug, den Aberglauben des wundersüchtigen Bauern zu seiner Sicherheit zu benutzen. Seine Gehülfen mußten aussprengen, er habe einen Bund mit dem Teufel gemacht, und könne hexen. Der Distrikt, auf welchem er seine Rolle spielte, gehörte damals noch weniger als jetzt zu den aufgeklärten Deutschlands; man glaubte diesem Gerüchte, und seine

Person war gesichert. Niemand zeigte Lust, mit dem gefährlichen Kerl anzubinden, dem der Teufel zu Diensten stünde.

Ein Jahr schon hatte er das traurige Handwerk getrieben, als es anfing, ihm unerträglich zu werden. Die Rotte, an deren Spitze er sich gestellt hatte, erfüllte seine glänzenden Erwartungen nicht. Eine verführerische Außenseite hatte ihn damals im Taumel des Weins geblendet; jetzt wurde er mit Schrecken gewahr, wie abscheulich er hintergangen worden. Hunger und Mangel traten an die Stelle des Ueberflusses, womit man ihn eingewiegt hatte; sehr oft mußte er sein Leben an eine Mahlzeit wagen, die kaum hinreichte, ihn vor dem Verhungern zu schützen. Das Schattenbild jener brüderlichen Eintracht verschwand; Neid, Argwohn und Eifersucht wütheten im Innern dieser verworfenen Bande. Die Gerechtigkeit hatte demjenigen, der ihn lebendig ausliefern würde, Belohnung, und wenn es ein Mitschuldiger wäre, noch eine feierliche Begnadigung zugesagt — eine mächtige Versuchung für den Auswurf der Erde. Der Unglückliche kannte seine Gefahr. Die Redlichkeit derjenigen, die Menschen und Gott verriethen, war ein schlechtes Unterpfand seines Lebens. Sein Schlaf war, von jetzt an, dahin; ewige Todesangst zerfraß seine Ruhe; das gräßliche Gespenst des Argwohns rasselte hinter ihm, wo er hinfloh, peinigte ihn, wenn er wachte, bettete sich neben ihm, wenn er schlafen ging, und schreckte ihn in entsetzlichen Träumen. Das verstummte Gewissen gewann zugleich seine Sprache wieder, und die schlafende Natter der Reue wachte bei diesem allgemeinen Sturm seines Busens auf. Sein ganzer Haß wandte sich jetzt von der Menschheit, und kehrte seine schreckliche Schneide gegen ihn selber. Er vergab jetzt der ganzen Natur, und fand Niemand, als sich allein zu verfluchen.

Das Laster hatte seinen Unterricht an dem Unglücklichen vollendet; sein natürlich guter Verstand siegte endlich über die

traurige Täuschung. Jetzt fühlte er, wie tief er gefallen war, ruhigere Schwermuth trat an die Stelle knirschender Verzweiflung. Er wünschte mit Thränen die Vergangenheit zurück; jetzt wußte er gewiß, daß er sie ganz anders wiederholen würde. Er fing an zu hoffen, daß er noch rechtschaffen werden dürfe, weil er bei sich empfand, daß er es könne. Auf dem höchsten Gipfel seiner Verschlimmerung war er dem Guten näher, als er vielleicht vor seinem ersten Fehltritt gewesen war.

Um eben diese Zeit war der siebenjährige Krieg ausgebrochen, und die Werbungen gingen stark. Der Unglückliche schöpfte Hoffnung von diesem Umstand, und schrieb einen Brief an seinen Landesherrn, den ich auszugsweise hier einrücke:

„Wenn Ihre fürstliche Huld sich nicht ekelt, bis zu mir herunter zu steigen, wenn Verbrecher meiner Art nicht außerhalb Ihrer Erbarmung liegen, so gönnen Sie mir Gehör, durchlauchtigster Oberherr! Ich bin Mörder und Dieb, das Gesetz verdammt mich zum Tode, die Gerichte suchen mich auf — und ich biete mich an, mich freiwillig zu stellen. Aber ich bringe zugleich eine seltsame Bitte vor Ihren Thron. Ich verabscheue mein Leben, und fürchte den Tod nicht; aber schrecklich ist mir's, zu sterben, ohne gelebt zu haben. Ich möchte leben, um einen Theil des Vergangenen gut zu machen; ich möchte leben, um den Staat zu versöhnen, den ich beleidigt habe. Meine Hinrichtung wird ein Beispiel sein für die Welt, aber kein Ersatz meiner Thaten. Ich hasse das Laster und sehne mich feurig nach Rechtschaffenheit und Tugend. Ich habe Fähigkeiten gezeigt, meinem Vaterlande furchtbar zu werden; ich hoffe, daß mir noch einige übrig geblieben sind, ihm zu nützen.

„Ich weiß, daß ich etwas Unerhörtes begehre. Mein Leben ist verwirkt, mir steht es nicht an, mit der Gerechtigkeit Unterhandlung zu pflegen. Aber ich erscheine nicht in Ketten und

Banden vor Ihnen — noch bin ich frei — und meine Furcht hat den kleinsten Antheil an meiner Bitte.

„Es ist Gnade, um was ich flehe. Einen Anspruch auf Gerechtigkeit, wenn ich auch einen hätte, wage ich nicht mehr geltend zu machen. — Doch an etwas darf ich meinen Richter erinnern. Die Zeitrechnung meiner Verbrechen fängt mit dem Urtheilspruch an, der mich auf immer um meine Ehre brachte. Wäre mir damals die Billigkeit minder versagt worden, so würde ich jetzt vielleicht keiner Gnade bedürfen.

„Lassen Sie Gnade für Recht ergehen, mein Fürst! Wenn es in Ihrer fürstlichen Macht steht, das Gesetz für mich zu erbitten, so schenken Sie mir das Leben. Es soll Ihrem Dienste von nun an gewidmet sein. Wenn Sie es können, so lassen Sie mich Ihren gnädigsten Willen aus öffentlichen Blättern vernehmen, und ich werde mich auf Ihr fürstliches Wort in der Hauptstadt stellen. Haben Sie es anders mit mir beschlossen, so thue die Gerechtigkeit denn das Ihrige, ich muß das Meinige thun.“

Diese Bittschrift blieb ohne Antwort, wie auch eine zweite und dritte, worin der Supplikant um eine Reiterstelle im Dienste des Fürsten bat. Seine Hoffnung zu einem Pardon erlosch gänzlich, er faßte also den Entschluß, aus dem Lande zu fliehen, und im Dienste des Königs von Preußen als ein braver Soldat zu sterben.

Er entwischte glücklich seiner Bande, und trat diese Reise an. Der Weg führte ihn durch eine kleine Landstadt, wo er übernachten wollte. Kurze Zeit vorher waren durch das ganze Land geschärftere Mandate zu strenger Untersuchung der Reisenden ergangen, weil der Landesherr, ein Reichsfürst, im Kriege Partei genommen hatte. Einen solchen Befehl hatte auch der Thorschreiber dieses Städtchens, der auf einer Bank vor dem Schlage saß, als der Sonnenwirth geritten kam. Der Aufzug

dieses Mannes hatte etwas Possierliches, und zugleich etwas Schreckliches und Wildes. Der hagere Klepper, den er ritt, und die burleske Wahl seiner Kleidungsstücke, wobei wahrscheinlich weniger sein Geschmack, als die Chronologie seiner Entwendungen zu Rathe gezogen war, kontrastirte seltsam genug mit einem Gesicht, worauf so viele wüthende Affekte, gleich den verstümmelten Leichen auf einem Wahlplatz, verbreitet lagen. Der Thorschreiber stutzte beim Anblick dieses seltsamen Wanderers. Er war am Schlagbaum grau geworden, und eine vierzigjährige Amtsführung hatte in ihm einen unfehlbaren Physiognomen aller Landstreicher erzogen. Der Falkenblick dieses Spürers verfehlte auch hier seinen Mann nicht. Er sperrte sogleich das Stadtthor, und forderte dem Reiter den Paß ab, indem er sich sogleich seines Zügels versicherte. Wolf war auf Fälle dieser Art vorbereitet, und führte auch wirklich einen Paß bei sich, den er ohnlängst von einem geplünderten Kaufmann erbeutet hatte. Aber dieses einzelne Zeugniß war nicht genug, eine vierzigjährige Observanz umzustoßen, und das Orakel am Schlagbaum zu einem Widerruf zu bewegen. Der Thorschreiber glaubte seinen Augen mehr als diesem Papiere, und Wolf war genöthigt, ihm nach den Amthause zu folgen.

Der Oberamtmann des Orts untersuchte den Paß, und erklärte ihn für richtig. Er war ein starker Anbeter der Neuigkeit, und liebte besonders, bei einer Bouteille, über die Zeitung zu plaudern. Der Paß sagte ihm, daß der Besitzer geradesweges aus den feindlichen Ländern käme, wo der Schauplatz des Krieges war. Er hoffte Privatnachrichten aus dem Fremden herauszulocken, und schickte einen Sekretair mit dem Paß zurück, ihn auf eine Flasche Wein einzuladen.

Unterdessen hält der Sonnenwirth vor dem Amthause; das lächerliche Schauspiel hat den Janhagel des Städtchens scharenweise um ihn her versammelt. Man murmelt sich in die Ohren,

deutet wechselsweise auf das Roß und den Reiter; der Muthwille des Pöbels steigt endlich bis zu einem lauten Tumult. Unglücklicherweise war das Pferd, worauf jetzt alles mit Fingern wies, ein geraubtes; er bildet sich ein, das Pferd sei in Steckbriefen beschrieben und erkannt. Die unerwartete Gastfreundlichkeit des Oberamtmanns vollendet seinen Verdacht. Jetzt hält er's für ausgemacht, daß die Betrügerei seines Passes verrathen, und diese Einladung nur die Schlinge sei, ihn lebendig und ohne Wiedersetzung zu fangen. Böses Gewissen macht ihn zum Dummkopf, er giebt seinem Pferde die Sporen, und rennt davon, ohne Antwort zu geben.

Diese plötzliche Flucht ist die Losung zum Aufstand.

„Ein Spitzbube!“ ruft Alles, und Alles stürzt hinter ihm her. Dem Reiter gilt es um Leben und Tod, er hat schon den Vorsprung, seine Verfolger keuchen athemlos nach, er ist seiner Rettung nahe — aber eine schwere Hand drückt unsichtbar gegen ihn, die Uhr seines Schicksals ist abgelaufen, die unerbittliche Nemesis hält ihren Schuldner an. Die Gasse, der er sich anvertraute, endigt in einem Sack, er muß rückwärts gegen seine Verfolger umwenden.

Der Lärm dieser Begebenheit hat unterdessen das ganze Städtchen in Aufruhr gebracht, Haufen sammeln sich zu Haufen, alle Gassen sind gesperrt, ein Heer von Feinden kommt im Anmarsch gegen ihn her. Er zeigt eine Pistole, das Volk weicht, er will sich mit Macht einen Weg durch's Gebränge bahnen. „Dieser Schuß, ruft er, soll dem Tollkühnen, der mich halten will“ — Die Furcht gebietet eine allgemeine Pause — ein beherzter Schlossergeselle endlich fällt ihm von hinten her in den Arm, und faßt den Finger, womit der Rasende eben losdrücken will, und drückt ihn aus dem Gelenke. Die Pistole fällt, der wehrlose Mann wird vom Pferde herabgerissen, und im Triumphe nach dem Amthause zurück geschleppt.

„Wer seid Ihr?“ fragt der Richter mit ziemlich brutalem Ton.

„Ein Mann, der entschlossen ist, auf keine Frage zu antworten, bis man sie höflicher einrichtet.“

„Wer sind Sie?“

„Für was ich mich ausgab. Ich habe ganz Deutschland durchreist, und die Unverschämtheit nirgends, als hier, zu Hause gefunden.“

„Ihre schnelle Flucht macht Sie sehr verdächtig. Warum flohen Sie?

„Weil ich's müde war, der Spott Ihres Pöbels zu sein.“

„Sie drohten, Feuer zu geben.“

„Meine Pistole war nicht geladen.“ Man untersuchte das Gewehr, es war keine Kugel darin.

„Warum führen Sie heimliche Waffen bei sich?“

„Weil ich Sachen von Werth bei mir trage, und weil man mich vor einem gewissen Sonnenwirth gewarnt hat, der in diesen Gegenden streifen soll.“

„Ihre Antworten beweisen sehr viel für Ihre Dreistigkeit, aber nichts für Ihre gute Sache. Ich gebe Ihnen Zeit bis morgen, ob Sie mir die Wahrheit entdecken wollen.“

„Ich werde bei meiner Aussage bleiben.“

„Man führe ihn nach dem Thurm.“

„Nach dem Thurm? — Herr Oberamtmann, ich hoffe, es gibt noch Gerechtigkeit in diesem Lande. Ich werde Genugthuung fordern.“

„Ich werde sie Ihnen geben, sobald Sie gerechtfertigt sind.“

Den Morgen darauf überlegte der Oberamtmann, der Fremde möchte doch wohl unschuldig sein; die befehlshaberische Sprache würde nichts über seinen Starrsinn vermögen, es wäre vielleicht besser gethan, ihm mit Anstand und Mäßigung zu begegnen.

Er versammelte die Geschwornen des Orts, und ließ den Gefangenen vorführen.

„Verzeihen Sie es der ersten Aufwallung, mein Herr, wenn ich Sie gestern etwas hart anließ."

„Sehr gern, wenn Sie mich so fassen."

„Unsre Gesetze sind streng, und Ihre Begebenheit machte Lärm. Ich kann Sie nicht freigeben, ohne meine Pflicht zu verletzen. Der Schein ist gegen Sie. Ich wünschte, Sie sagten mir etwas, wodurch er widerlegt werden könnte."

„Wenn ich nun nichts wüßte?"

„So muß ich den Vorfall an die Regierung berichten, und Sie bleiben so lange in fester Verwahrung."

„Und dann?"

„Dann laufen Sie Gefahr, als ein Landstreicher über die Grenze gepeitscht zu werden, oder, wenn's gnädig geht, unter die Werber zu fallen."

Er schwieg einige Minuten, und schien einen heftigen Kampf zu kämpfen; dann drehte er sich rasch zu dem Richter.

„Kann ich auf eine Viertelstunde mit Ihnen allein sein?"

„Die Geschwornen sahen sich zweideutig an, entfernten sich aber auf einen gebietenden Wink ihres Herrn.

„Nun, was verlangen Sie?"

„Ihr gestriges Betragen, Herr Oberamtmann, hätte mich nimmermehr zu einem Geständniß gebracht, denn ich trotze der Gewalt. Die Bescheidenheit, womit Sie mich heute behandeln, hat mir Vertrauen und Achtung gegen Sie gegeben. Ich glaube, daß Sie ein edler Mann sind."

„Was haben Sie mir zu sagen?"

„Ich sehe, daß Sie ein edler Mann sind. Ich habe mir längst einen Mann gewünscht, wie Sie. Erlauben Sie mir Ihre rechte Hand."

„Wo will das hinaus?"

„Dieser Kopf ist grau und ehrwürdig. Sie sind lange in der Welt gewesen — haben der Leiden wohl viele gehabt — Nicht wahr? und sind menschlicher worden?“

„Mein Herr — Wozu soll das?“

„Sie stehen noch einen Schritt von der Ewigkeit, bald — bald brauchen Sie Barmherzigkeit bei Gott. Sie werden sie Menschen nicht versagen — — Ahnen Sie nichts? Mit wem glauben Sie, daß Sie reden?“

„Was ist das? Sie erschrecken mich.“

„Ahnen Sie noch nicht — Schreiben Sie es Ihrem Fürsten, wie Sie mich fanden, und daß ich selbst aus freier Wahl mein Verräther war — daß ihm Gott einmal gnädig sein werde, wie er jetzt mir es sein wird — Bitten Sie für mich, alter Mann, und lassen Sie dann auf Ihren Bericht eine Thräne fallen: Ich bin der Sonnenwirth.“

Ob dieser Verbrecher auch noch ein Recht gehabt hätte, an den Geist der Duldung zu appelliren? Ob er wirklich für den Körper des Staates verloren war? — Ich will dem Ausspruche des Lesers nicht vorgreifen. Unsre Gelindigkeit fruchtet ihm nichts mehr, denn er starb durch des Henkers Hand — aber die Leichenöffnung seines Lasters unterrichtet vielleicht die Menschheit, und — es ist möglich, auch die Gerechtigkeit.

Kannitverstan.

Von

J. P. Hebel.

Der Mensch hat wohl täglich Gelegenheit, in Emmendingen und Gundelfingen so gut als in Amsterdam, Betrachtungen über den Unbestand aller irdischen Dinge anzustellen, wenn er will, und zufrieden zu werden mit seinem Schicksal, wenn auch nicht viel gebratene Tauben für ihn in der Luft herumfliegen. Aber auf dem seltsamsten Umweg kam ein deutscher Handwerksbursch in Amsterdam durch den Irrthum zur Wahrheit und zu ihrer Erkenntniß. Denn als er in diese große und reiche Handelsstadt voll prächtiger Häuser, wogender Schiffe und geschäftiger Menschen gekommen war, fiel ihm sogleich ein großes und schönes Haus in die Augen, wie er auf seiner ganzen Wanderschaft von Duttlingen bis nach Amsterdam noch keines erlebt hatte. Lange betrachtete er mit Verwunderung das kostbare Gebäude, die sechs Kamine auf dem Dach, die schönen Gesimse und die hohen Fenster, größer als an des Vaters Haus daheim die Thür. Endlich konnte er sich nicht entbrechen, einen Vorübergehenden anzureden. „Guter Freund," redete er ihn an, „könnt Ihr mir nicht sagen, wie der Herr heißt, dem dies wunderschöne Haus gehört mit den Fenstern voll Tulipanen, Sternenblumen und Levkoyen?" — Der Mann aber, der vermuthlich etwas Wichtigeres zu thun hatte, und zum Unglück gerade so viel von der deutschen Sprache verstand, als der Fragende von der holländischen, nämlich Nichts, sagte kurz und schnauzig: „Kannitverstan," und schnurrte vorüber. Dies war nun ein holländisches Wort, oder drei, wenn man's recht

betrachtet, und heißt auf deutsch soviel, als: Ich kann Euch nicht verstehen. Aber der gute Fremdling glaubte, es sei der Name des Mannes, nach dem er gefragt hatte. Das muß ein grundreicher Mann sein, der Herr Kannitverstan, dachte er, und ging weiter. Gaß aus, Gaß ein, kam er endlich an den Meerbusen, der da heißt: Het Ey, oder auf deutsch: das Ypsilon. Da stand nun Schiff an Schiff, und Mastbaum an Mastbaum; und er wußte anfänglich nicht, wie er es mit seinen zwei einzigen Augen durchfechten werde, alle diese Merkwürdigkeiten genug zu sehen und zu betrachten, bis endlich ein großes Schiff seine Aufmerksamkeit an sich zog, das vor kurzem aus Ostindien angelangt war und jetzt eben ausgeladen wurde. Schon standen ganze Reihen von Kisten und Ballen auf und neben einander am Lande. Noch immer wurden mehrere herausgewälzt, und Fässer voll Zucker und Kaffee, voll Reis und Pfeffer. Als er aber lange zugesehen hatte, fragte er endlich Einen, der eben eine Kiste auf der Achsel heraustrug, wie der glückliche Mann heiße, dem das Meer alle diese Waaren an's Land bringe. „Kannitverstan!“ war die Antwort. Da dachte er: Haha, schaut's da heraus? Kein Wunder! Wem das Meer solche Reichthümer an das Land schwemmt, der hat gut solche Häuser in die Welt stellen, und solcherlei Tulipanen vor die Fenster in vergoldeten Scherben. Jetzt ging er wieder zurück, und stellte eine recht traurige Betrachtung bei sich selbst an, was er für ein armer Teufel sei unter so viel reichen Leuten in der Welt. Aber als er eben dachte: Wenn ich's doch nur auch einmal so gut bekäme, wie dieser Herr Kannitverstan es hat! kam er um eine Ecke, und erblickte einen großen Leichenzug. Vier schwarz vermummte Pferde zogen einen, ebenfalls schwarz überzogenen Leichenwagen langsam und traurig, als ob sie wüßten, daß sie einen Todten in seine Ruhe führten. Ein langer Zug von Freunden und Bekannten des Verstorbenen folgte nach, Paar und Paar,

verhüllt in schwarze Mäntel und stumm. In der Ferne läutete ein einsames Glöcklein. Jetzt ergriff unsern Fremdling ein wehmüthiges Gefühl, das an keinem guten Menschen vorübergeht, wenn er eine Leiche sieht, und er blieb mit dem Hut in den Händen andächtig stehen, bis Alles vorüber war. Doch machte er sich an den Letzten vom Zug, der eben in der Stille ausrechnete, was er an seiner Baumwolle gewinnen könnte, wenn der Centner um zehn Gulden aufschlüge, ergriff ihn sachte am Mantel und bat ihn treuherzig um Exküse. „Das muß wohl auch ein guter Freund von Euch gewesen sein," sagte er, „dem das Glöcklein läutet, daß Ihr so betrübt und nachdenklich mitgeht?" „Kannitverstan!" war die Antwort. Da fielen unserm guten Duttlinger ein paar große Thränen aus den Augen, und es ward ihm auf einmal schwer und wieder leicht um's Herz. Armer Kannitverstan! rief er aus! was hast du nun von all deinem Reichthum? Was ich einst von meiner Armuth auch bekomme: ein Todtenkleid und ein Leintuch, und von allen deinen schönen Blumen vielleicht einen Rosmarin auf die kalte Brust, oder eine Raute. Mit diesen Gedanken begleitete er die Leiche, als wenn er dazu gehörte, bis an's Grab, sah den vermeinten Herrn Kannitverstan hinabsenken in seine Ruhestätte, und ward von der holländischen Leichenpredigt, von der er kein Wort verstand, mehr gerührt, als von mancher deutschen, auf die er nicht Acht gab. Endlich ging er leichten Herzens mit den Andern wieder fort, verzehrte in einer Herberge, wo man Deutsch verstand, mit gutem Appetit ein Stück Limburger Käse, und, wenn es ihm wieder einmal schwer fallen wollte, daß so viele Leute in der Welt so reich seien, und er so arm, so dachte er nur an den Herrn Kannitverstan in Amsterdam, an sein großes Haus, an sein reiches Schiff und an sein enges Grab.

Eine Erzählung, wie es viele giebt.

Von

Justus Möser.

Die Kunst, in Gesellschaften zu erzählen, erfordert eine eigene Geschicklichkeit; und sie sollte billig mehr als andere studirt werden, da sie in der That wichtiger ist, und einem öfter als andere freie Künste zu statten kömmt. Gleichwohl wird sie jetzt ganz vernachlässigt, seitdem gewisse Leute sie zum Handwerke herabgewürdigt und die guten Gesellschaften genöthigt haben, ihr den Abschied zu geben. Nur Wenige denken daran, wie sie zu einer Erzählung die Anlage machen sollen; um die Erfindung der Wahrheit, welche dadurch gelehrt werden soll, und deren Wichtigkeit fast ihren ganzen Werth entscheidet, bekümmern sie sich am wenigsten; und die Art der Behandlung ist ihnen fast gleichgültig, da sie nicht einmal vorher überlegen, ob die Wahrheit, die sie vortragen wollen, eine lustige oder ernsthafte Einkleidung erfordere; und doch ist nichts Gewissers, als daß die größte Wirkung von der Art der Behandlung abhänge. Oft fordert der Gegenstand nur eine leichte Anspielung auf eine schon bekannte Geschichte, oft bloß das Resultat oder die Lehre einer Fabel, oft einen spitzigen und treffenden Wink, oft eine sanfte und versteckte Lehre, die man angenehmer errathen läßt, als sagt; allemal aber eine kurze Erwartung und völlige Befriedigung, welche sich beide nicht erreichen lassen, wo man nicht

beständig seine ganze Aufmerksamkeit auf den Zweck richtet, alles, was nicht zu demselben wirkt, wegläßt, dasjenige aber, was dazu dient, wohl ordnet, den Hauptzügen mehr Licht als den Nebenzügen giebt, und zuletzt die Begierde des Zuhörers mit einer wichtigen Wahrheit, oder, welches einerlei ist, mit einer vernünftigen Freude, so wie von einer solchen kleinen Erzählung zu erwarten ist, sättigt. Der gewöhnliche Lauf unserer Erzählungen ist insgemein wie in der folgenden, welche ich neulich mit eignen Ohren habe anhören müssen.

„Hiebei fällt mir ein," fing Jemand an, „was mir einmal unterwegs begegnete, wie ich nach Münster fuhr. Ja, ich glaube, es war nach Münster, denn meine Frau wollte gern das dortige neue Schloß besehen. Wir waren auf der ersten Station von hier, ich meine zu Lengerich, oder zu Latbergen, das kann ich eben so genau nicht sagen, es liegt auch so viel nicht daran; und die Frühjahrszeit war so angenehm, denn es war in der Woche nach Ostern, und wir hatten Ostern damals etwas spät gehabt, so daß es beinahe zu Ende des Aprils eingefallen war, daß wir Beide, ich und meine Frau, vor der Thür standen, und sahen, wie die Leute im Mondenschein spazieren gingen. Denn wo ich nicht irre, so war es ein Festtag, und wohl gar der erste Mai, der, wo mir recht ist, noch dazu auf einen Sontag fiel, so daß man es wohl für einen doppelten Festtag halten konnte. Auf einmal entstand ein Geschrei, ganz aus der Ferne, (das Haus, worin wir waren, lag nach dem Felde zu, und nicht weit davon stand etwas Holz, so jedoch nur aus einigen alten Föhren und zottig bemoosten Eichen besteht,) und zwar aus der Gegend dieses Holzes, so daß alle Spazierenden ihre Ohren wie ihre Füße dahin richteten. Ich sagte zu meiner Frau: Wollen wir auch hingehen? Wir haben doch nichts Besseres zu thun, weil es noch wohl eine Stunde währen soll, ehe der Postillon, der dem einen Pferde noch ein Eisen unterlegen lassen

muß, und seine Futtersäcke noch nicht angefüllt hat, fertig sein wird. Ja, sagte meine liebe Frau, wie du willst, ich bin bereit, und es soll mir recht angenehm sein, mich noch ein bischen zu vertreten; denn von dem Fahren sind mir die Füße etwas angelaufen, und da wir die Nacht fahren wollen, so ist's vielleicht gesund, daß ich ein bischen gehe. Wir folgten also den Uebrigen nach, und meine Frau hätte bald den einen Pantoffel verloren, weil sie ihre Schuh, wegen des vorerwähnten Umstandes, ausgezogen hatte. Wie wir auf dem Felde waren, hörten wir immer mehr schreien; ich dachte, was Henker mag da zu thun sein; es giebt doch in dem Holze wohl keine Räuber! Diese können sich gewiß nicht darin aufhalten, da sich kaum ein Hase darin verbergen kann; und wenn es auch wäre, so sind unser so Viele, daß sie uns nichts thun sollen. Doch war mir angst, meine Frau möchte sich erschrecken, und so entschloß ich mich, eben wieder mit ihr zurückzukehren, als ich ein lautes Gelächter hörte. Nun sprach ich zu meiner Frau: Hier wird gewiß nichts Schreckhaftes sein; wir wollen in Gottes Namen hingehen. Wirf aber meinen Ueberrock über dich, damit du dich nicht verkältest, denn es war doch etwas frisch geworden, und ich hatte meinen Ueberrock, den ich auf der Reise zu tragen pflege, anbehalten. Wir gingen also getrost fort. Wie wir hinkamen, sahen wir eine Menge Volks unter einem großen Baum versammelt, und indem Alle sprachen, hörten wir nicht, was Einer sagte. Was ist hier vor? sagte ich zu einem Manne, der bei mir stand, und der, wie es schien, etwas mehr war, als die Anderen. O nichts, war seine Antwort, es ist schon fort; und wie ich mich weiter erkundigte, denn ich konnte unmöglich glauben, daß man um nichts ein solches Geschrei gemacht haben würde, siehe da, — was meinen Sie wohl, was es war? Ich will es Ihnen nur kurz und gut sagen, denn wozu dient die Weitläufigkeit: es hatte eine große Eule da gesessen."

So wird der Faden unserer mehrsten Erzählungen ausgesponnen, so die Erwartung gemartert, und so betrogen. Wahrlich, ein grausames Verfahren, da nichts aufrichtiger ist, als die menschliche Begierde, etwas Neues und Wunderbares zu hören, und es in der That eine Sünde ist, diesen edlen und gutherzigen Trieb, da er jetzt die angenehmste Befriedigung seiner Mühe hofft, in einem kalten Schauer zu ersticken. Geschieht dies nun vollends bei einer Mahlzeit, wo man dem Erzählenden zu Ehren, und um ihm mit einem unverwandten Auge seine Aufmerksamkeit zu beweisen, den Braten kalt und den Wein warm werden läßt; so hat man die Ursache der öftern üblen Verdauungen, der daraus folgenden Koliken und anderer gefährlichen Zufälle lediglich einem solchen Erzähler zuzuschreiben. Zwar leidet er dafür seine Strafe, wenn die ganze Gesellschaft, deren Ohren er mit der Witterung seiner Geschichte an sich gezogen hat, auf einmal durch ihr kaltsinniges Schweigen ihren Ekel zu erkennen giebt; allein man kommt nicht zusammen, um ein verdrießliches Strafamt auszuüben, sondern um sich zu erheitern, und auch wohl durch eine lehrreiche und scherzhafte Erzählung zu ergötzen.

Der kluge Richter.

Von

J. P. Hebel.

Es ist nicht Alles so uneben, was im Morgenlande geschieht. Auch folgende Begebenheit soll sich daselbst zugetragen haben: Ein reicher Mann hatte eine beträchtliche Geldsumme, welche in ein Tuch eingenähet war, aus Unvorsichtigkeit verloren. Er machte daher seinen Verlust bekannt, und bot, wie man zu thun pflegt, dem ehrlichen Finder eine Belohnung, und zwar von hundert Thalern an. Da kam bald ein guter und ehrlicher Mann dahergegangen. „Dein Geld habe ich gefunden. Dieß wird's wohl sein! So nimm dein Eigenthum zurück!" So sprach er mit dem heitern Blick eines ehrlichen Mannes und eines guten Gewissens, und das war schön. Der Andere machte auch ein fröhliches Gesicht, aber nur, weil er sein verloren geschätztes Geld wieder hatte. Denn wie es um seine Ehrlichkeit aussah, das wird sich bald zeigen. Er zählte das Geld und dachte unterdessen geschwinde nach, wie er den treuen Finder um seine versprochene Belohnung bringen könnte. „Guter Freund," sprach er hierauf, „es waren eigentlich 800 Thlr. in dem Tuch eingenähet. Ich finde aber nur noch 700 Thlr. Ihr werdet also wohl eine Naht aufgetrennt und eure 100 Thlr. Belohnung schon heraus genommen haben. Da habt Ihr wohl daran gethan. Ich danke Euch." Das war nicht schön. Aber wir sind auch noch nicht am Ende. Ehrlich währt am längsten, und Unrecht schlägt seinen eigenen Herrn. Der ehrliche Finder, dem es weniger um die 100 Thlr. als um seine unbescholtene Rechtschaffenheit zu thun war, versicherte, daß er das Päcklein so gefunden habe, wie er es bringe,

und es so bringe, wie er's gefunden habe. Am Ende kamen sie vor den Richter. Beide bestanden auch hier noch auf ihrer Behauptung, der eine, daß 800 Thlr. seien eingenäht gewesen, der andere, daß er von dem Gefundenen nichts genommen und das Päcklein nicht versehrt habe. Da war guter Rath theuer. Aber der kluge Richter, der die Ehrlichkeit des einen und die schlechte Gesinnung des andern zum Voraus zu kennen schien, griff die Sache so an: Er ließ sich von beiden über das, was sie aussagten, eine feste und feierliche Versicherung geben, und that hierauf folgenden Ausspruch: „Demnach, und wenn der Eine von euch 800 Thaler verloren, der Andere aber nur ein Päcklein mit 700 Thaler gefunden hat, so kann auch das Geld des Letztern nicht das nämliche sein, auf welches der Erstere ein Recht hat. Du, ehrlicher Freund, nimmst also das Geld, welches du gefunden hast, wieder zurück, und behältst es in guter Verwahrung, bis der kommt, welcher nur 700 Thlr. verloren. Und dir da weiß ich keinen Rath, als du geduldest dich, bis derjenige sich meldet, der deine 800 Thlr. findet.“ So sprach der Richter und, dabei blieb es.

Die kluge Hausfrau.

Von

Goethe.

Ein junger Landmann pachtete einen ansehnlichen Gasthof, der sehr gut gelegen war. Von den Eigenschaften, die zu einem Wirthe gehören, besaß er vorzüglich die Behaglichkeit, und weil es ihm von Jugend auf in den Trinkstuben wohl gewesen war, mochte er wohl hauptsächlich ein Metier ergriffen haben, das ihn nöthigte, den größten Theil des Tages darin zuzubringen. Er war sorglos ohne Liederlichkeit, und sein Behagen breitete sich über alle Gäste aus, die sich bald häufig bei ihm versammelten.

Er hatte eine junge Person geheirathet, eine stille, leidliche Natur. Sie versah ihre Geschäfte gut und pünktlich, sie hing an ihrem Hauswesen, sie liebte ihren Mann; doch mußte sie ihn bei sich im Stillen tadeln, daß er mit dem Gelde nicht sorgfältig genug umging. Das baare Geld nöthigte ihr eine gewisse Ehrfurcht ab; sie fühlte ganz den Werth desselben, so wie die Nothwendigkeit, sich überhaupt in Besitz zu setzen, sich dabei zu erhalten. Ohne eine angeborene Heiterkeit des Gemüths hätte sie alle Anlagen zum strengen Geize gehabt. Doch ein wenig Geiz schadet dem Weibe nichts, so übel sie die Verschwendung kleidet. Freigebigkeit ist eine Tugend, die dem Manne ziemt, und Festhalten ist die Tugend eines Weibes. So hat es die Natur gewollt, und unser Urtheil wird im Ganzen immer naturgemäß ausfallen.

Margarethe, so will ich meinen sorglichen Hausgeist nennen, war mit ihrem Manne sehr unzufrieden, weil er die großen Zahlungen, die er manchmal für angekaufte Fourage von Fuhr-

leuten und Unternehmern erhielt, aufgezählt, wie sie waren, eine Zeitlang auf dem Tische liegen ließ, das Geld alsdann im Körbchen einstrich und daraus wieder ausgab und auszahlte, ohne Packete gemacht zu haben, ohne Rechnung zu führen. Verschiedene ihrer Erinnerungen waren fruchtlos, und sie sah wohl ein, daß, wenn er auch nicht verschwendete, Manches in einer solchen Unordnung verschleudert werden müsse. Der Wunsch, ihn auf bessere Wege zu leiten, war so groß bei ihr, der Verdruß, zu sehen, daß Manches, was sie im Kleinen erwarb und zusammenhielt, im Großen wieder vernachlässigt wurde und aus einander floß, war so lebhaft, daß sie sich zu einem gefährlichen Versuch bewogen fühlte, wodurch sie ihm über diese Lebensweise die Augen zu öffnen gedachte. Sie nahm sich vor, ihm so viel Geld als möglich aus den Händen zu spielen, und zwar bediente sie sich dabei einer sonderbaren List. Sie hatte bemerkt, daß er das Geld, das einmal auf dem Tische aufgezählt war, wenn es eine Zeitlang gelegen hatte, nicht wieder nachzählte, ehe er es aufhob; sie bestrich daher den Boden eines Leuchters mit Talg und setzte ihn in einem Schein von Ungeschicklichkeit auf die Stelle, wo die Dukaten lagen, eine Geldsorte, der sie eine besondere Freundschaft gewidmet hatte. Sie erhaschte ein Stück und nebenbei einige kleine Münzsorten, und war mit ihrem ersten Fischfange wohl zufrieden; sie wiederholte diese Operation mehrmals, und ob sie sich gleich über ein solches Mittel zu einem guten Zweck kein Gewissen machte, so beruhigte sie sich doch über jeden Zweifel vorzüglich dadurch, daß diese Art der Entwendung für keinen Diebstahl angesehen werden könne, weil sie das Geld nicht mit den Händen weggenommen habe. So vermehrte sich nach und nach ihr heimlicher Schatz, und zwar um desto reichlicher, als sie Alles, was bei der innern Wirthschaft von baarem Gelde ihr in die Hände floß, auf das strengste zusammenhielt.

Schon war sie beinah ein ganzes Jahr ihrem Plane treu geblieben und hatte indessen ihren Mann sorgfältig beobachtet, ohne eine Veränderung in seinem Humor zu spüren, bis er endlich einmal höchst übler Laune ward. Sie suchte ihm die Ursache dieser Veränderung abzuschmeicheln, und erfuhr bald, daß er in großer Verlegenheit sei. Es hätten ihm nach der letzten Zahlung, die er an Lieferanten gethan, seine Pachtgelder übrig bleiben sollen; sie fehlten aber nicht allein völlig, sondern er habe sogar die Leute nicht ganz befriedigen können. Da er aber im Kopfe rechne und wenig aufschreibe, so könne er nicht nachkommen, wo ein solcher Verstoß herrühre.

Margarethe schilderte ihm darauf sein Betragen, die Art, wie er einnehme und ausgebe, den Mangel an Aufmerksamkeit; selbst seine gutmüthige Freigebigkeit kam mit in Anschlag, und freilich ließen ihn die Folgen seiner Handelsweise, die ihn so sehr drückten, keine Entschuldigung aufbringen.

Margarethe konnte ihren Gatten nicht lange in dieser Verlegenheit lassen, um so weniger, als es ihr so sehr zur Ehre gereichte, ihn wieder glücklich zu machen. Sie setzte ihn in Verwunderung, als sie zu seinem Geburtstag, der eben eintrat und an dem sie ihn sonst mit etwas Brauchbarem anzubinden pflegte, mit einem Körbchen voll Geldrollen ankam. Die verschiedenen Münzsorten waren besonders gepackt, und der Inhalt jedes Röllchens war mit schlechter Schrift, jedoch sorgfältig, darauf gezeichnet. Wie erstaunte nicht der Mann, als er beinahe die Summe, die ihm fehlte, vor sich sah, und die Frau ihm versicherte, das Geld gehöre ihm zu! Sie erzählte darauf umständlich, wann und wie sie es genommen, was sie ihm entzogen und was durch ihren Fleiß erspart worden sei. Sein Verdruß ging in Entzücken über, und die Folge war, wie natürlich, daß er Ausgabe und Einnahme der Frau völlig übertrug, seine Geschäfte nach wie vor mit noch größerem Eifer besorgte, von

dem Tage an aber keinen Pfennig mehr in die Hände nahm. Die Frau verwaltete das Amt eines Kassirers mit großen Ehren; kein falscher Laubthaler, ja, kein verrufener Sechser ward angenommen, und die Herrschaft im Hause war, wie billig, die Folge ihrer Thätigkeit und Sorgfalt, durch die sie nach dem Verlauf von zehn Jahren sich in den Stand setzte, den Gasthof mit allem, was dazu gehörte, zu kaufen und zu behaupten.

Das Waldhorn und die harten Thaler.

Von

M. Claudius.

Musik! O ja, Musik ist eine herrliche Sache, auch die heiligen Engel im Himmel sind Freunde davon, ich habe sie mehr als einmal auf Schildereien blasen sehen. Und die Musik ist lieblich zu hören, und hat wirklich Gewalt auf's Herz. Ich habe wohl hundertmal wieder dran gedacht, wie sie mich einmal erweicht hat, als Paul mir meine harten Thaler gestohlen hatte. Der Dieb der! Hatt' ihm so oft aus der Noth geholfen, und stahl mir doch meine harten Thaler; meine Mutter hatte sie mir noch auf ihrem Todtbette gegeben. Die Mütter haben's denn so an sich, daß sie harte Thaler haben, und meine hatte von jeher viel von mir gehalten: ich hab' ihr auch mein Tage nichts in den Weg gelegt, und als sie merkte, daß sie schwach ward, rief sie mich an's Bett und gab mir neun Stück harte Thaler, zwei Tage eh' sie starb. Nun Gott habe sie selig! sie war eine gute Frau.

Aber wieder auf die Musik zu kommen, so wollt' ich erzählen, wie sie mich einmal erweicht hat, denn ich war recht ärgerlich über meine Thaler und über den untreuen, undankbaren Kerl.

Wo ist Paul?

„In den Wald gegangen.“

Ich nach, blickte wild durch Busch und Baum, und wollt' ihn schlagen, wo ich ihn träfe, und das Blut kochte mir in den Adern. Da fingen in der Ferne des gnädigen Herrn seine Jäger an zu blasen. So hatt's mir niemals noch gedäucht; ich hörte, stand still, und sah mich um. Ich war grad' an dem

Schmerlenbach, und Pferd' und Küh' und Schaafe standen am Ufer und tranken alle aus dem Bach, und die Jäger bliesen.

„Harte Thaler hin, harte Thaler her! Will Paul nicht schlagen."

Und ich vergab ihm in meinem Herzen am Schmerlenbach, wo ich stand, und ging wieder nach Hause. Wenn aber das nicht von ohngefähr so gekommen wär', und die Musik es wirklich gethan hätte, da wäre sie ja Gottesgabe und man sollte sie zu so was brauchen.

Friedrich des Großen
Belagerung von Dresden.

Aus den freundschaftlichen Briefen

von

G. W. Rabener.

An Herrn Kabinetssekretär Ferber in Warschau.

Dresden, am 12. August 1760.

Bald werden Sie glauben müssen, daß mein gutes freundschaftliches Herz mit verbrannt sei, da ich, seit meinem erlittenen Unglücke, an meinen liebsten Freund nicht geschrieben und ihm meine Noth nicht geklagt habe. Mitten in meiner größten Beängstigung habe ich tausendmal an Sie gedacht, und da ich endlich erfuhr, daß ich alles verloren hatte, so fiel mir zu meiner größten Beruhigung ein, daß mir doch noch die Freundschaft meines Ferbers übrig sei. Es war ganz natürlich, daß mir dieses einfiel, da ich, Sie wissen es wohl, Sie von ganzem Herzen liebe, und da ich die Nachricht von meinem Verluste eben damals in Gegenwart Ihrer Mademoiselle Schwester erfuhr, die ich unendlich und doppelt hoch schätze, weil sie Ihre Schwester und meine Freundin ist. Sie wird Ihnen von H* aus von meinem Schicksale etwas gemeldet haben; erlauben Sie mir, daß ich es wiederhole.

Unsre Briefe sind so oft vergnügt und scherzhaft gewesen; dieser mag einmal traurig sein. Nicht allzu traurig, ich gebe Ihnen mein Wort: denn mein Verlust, so weh er mir auch thut, hat mir doch nicht eine Thräne gekostet und mir keine

unruhige Minute gemacht. Mir selbst ist das unbegreiflich. Es war weder Unempfindlichkeit noch Philosophie: eine Gnade von Gott war es, ich erkenne es dafür, daß ich mit der größten Gelassenheit mein Haus brennen sah, und mit eben der Gelassenheit hernach anhörte, daß alles verloren sei.

Der 19. Juli war dieser schreckliche Tag. Schon am 14., da unsre Noth anging, war mein Haus der Gefahr am meisten ausgesetzt. Früh um 8 Uhr zerschmetterte eine Haubitzgranade das Zimmer meines Bedienten. Wir löschten damals noch das Feuer. Ich ließ meine Sachen, so gut es möglich sein wollte, zusammenpacken und theils in den Keller, theils in ein Gewölbe schaffen, welches wir feste genug zu sein glaubten. Weil sich aber die Gefahr vermehrte und es Kugeln und Karkassen[1] auf die Gegend meiner Wohnung regnete, so flüchtete ich noch selbigen Abend um sieben Uhr nach Neustadt zu Herrn D*, meinen Bedienten aber ließ ich, mit seinem guten Willen, zurücke. Neustadt ward vom 15. an auch beschossen, und zwei Zwölfpfünder fuhren durch unser Haus, aber wir waren doch mit dem Feuereinwerfen daselbst verschont.

So gefährlich und ängstlich dieser unser Aufenthalt war, so viel komische und lächerliche Auftritte kamen doch dabei vor. Die Madame Z* mit ihrer Bedienung, und ich, waren die meiste Zeit bei Herrn H* in seiner Stube, und da schliefen wir auch. Hinten im Hofe, in zwei gewölbten Stübchen, stack die ganze D* Familie und noch vierzig Personen, alt und jung. Die Fensterladen waren mit Miste verschüttet, der obere schöne Saal mit Miste bedeckt, und mit eben so viel Miste der ganze Hof bestreut. Unter diesem Miste lagen alle diese Personen. Einige waren stille und verdrüßlich, einige beteten und man sahe es ihnen am Maule an, wie sie mit ihrem Gott zankten,

1. Brandkugeln.

daß er es doch so weit habe kommen lassen, ungeachtet sie ihm nun seit vier Jahren die Ehre angethan und fleißig gebetet. In einem andern Winkel saßen einige politische Kannengießer und machten für Daunen einen Operationsplan, wurden aber sehr uneinig, weil sie sich über den kleinen Nebenumstand nicht vergleichen konnten, ob sie den König von Preußen mit seiner Armee wollten zu Kriegsgefangenen machen, oder nicht lieber alles über die Klinge springen lassen. Ich war fürs letztere, aber ich ward überstimmt. Eine Priesterwittwe kriegte mich immer auf die Seite und zischelte mir in's Ohr: Wir sollten Gott danken! nur der lieben Religion wegen schösse uns der König von Preußen todt und unsre Häuser in Grund. — Aber, zum Henker, Madame, was haben meine Perucken mit der Religion zu thun? (denn kurz vorher hatte ich erfahren, daß eine dreißigpfündige Granade meinen ganzen Apparatum von Perucken zerschmettert habe.) Lassen Sie es gut sein, antwortete sie mir, es wird sich schon geben, danken Sie Gott dafür! — Die verwünschte fromme Frau hat mich grausam gepeinigt. Ich und ein paar gute Freunde vertrieben uns die Zeit in unsrer Stube, und mich deucht, das war noch am solidesten gedacht. Unter dergleichen Abwechselung und Unruhe brachten wir den 19. heran, den schrecklichsten Tag meines Lebens. Schon um drei Uhr Nachmittags stand die Kreuzkirche, das Amthaus und meine Wohnung in voller Flamme. Ich lief vor in das Gouvernementshaus, (hier war es eben, wo ich die Frau Mama und Ihre Babet antraf,) und sah diesem Greuel der Verwüstung zu. Ich blieb einige Zeit dort und gegen fünf Uhr kam mein ehrlicher Bedienter mit der Nachricht, daß mein Haus niedergebrannt, das Gewölbe von den Bomben eingeschmissen und darinnen alles verbrannt, der ganz unbeschädigte Keller aber von den zum Löschen kommandirten Soldaten rein ausgeplündert sei. Das that weh, mein lieber Ferber, sehr weh; alle

mein Hausrath, meine Kleider, Wäsche, Vorräthe, alle meine Bücher und Manuskripte, alle Briefe, die ich von Ihnen und andern guten Freunden so sorgfältig gesammelt hatte, alles war verloren; von Sachen, die ich wohl auf drei tausend Thaler rechnen kann, habe ich nicht zehn Thaler werth gerettet. Der älteste Zeugrock, den ich anzog, um desto bequemer zu löschen, eine alte abgelebte Perucke, die ich in eben der Absicht aufgesetzt, ein paar alte Hemden, die ich schon für meinen Bedienten bestimmt hatte, und ein Schlafrock: das war meine ganze Garderobe. Die witzigen Manuskripte, welche nach meinem Tode sollten gedruckt werden, sind, zum kräftigen Troste der Narren künftiger Zeit, alle, alle mit verbrannt. Nun verlohnt es beinahe die Mühe nicht, daß ich sterbe, weil nach meinem Tode weiter nichts gedruckt werden kann. Dieser Gedanke hatte mich bisher noch beruhigt, wenn ich, als Autor, an den Tod dachte; aber nun will ich immer leben bleiben und mich in die Welt schicken, so gut ich kann. Meine schönen Bücher dauern mich sehr; aber mannichmal dauern mich doch meine Hemden noch mehr, und meine Kleider und meine Betten, und = = = kurz, Ferber, ich bin so nackigt, wie ein Gratulant! Ein Glück für mich, daß ich noch meine Wechsel und Dokumente gerettet habe. An baarem Gelde habe ich nicht viel über vierzig Thaler verloren; aber wie viel baares Geld hat denn ein Steuersekretär, der ein Jahr in preußischem Depot und zwei Jahr unter der Vormundschaft der Landesdeputation gestanden? Das schmerzt mich am meisten, was ich durch die Plünderung verloren habe. Einige von unsern Freunden, unsern Hülfsgenossen, unsern Errettern, Leute, die sich das größte Gewissen machen würden, am Charfreitage Schweinebraten zu essen, die plündern uns selbst in der größten Beängstigung, und brechen die Keller auf, in welchen man vielleicht vor der Wuth der Feinde noch etwas hätte retten können. Sagen Sie es auf mein Wort in Warschau

nach, daß uns die Feinde zwei Drittel verbrannt, und diese Freunde ein Drittel gestohlen haben; aber sagen Sie auch, daß alle Ehrliebende von der Garnison, Offiziers sowohl, als Gemeine, einen Abscheu vor diesen Gewaltthätigkeiten gehabt, und sagen Sie auch zum Ruhme unsers tapfern Kommandanten, daß er die strengste Ordre gestellt habe, diesem Unwesen zu steuern; doch hat es nichts geholfen: denn einen Räuber macht kein Galgen ehrlich.

Den Sonntag früh ward in Neustadt angesagt, daß, wer sich aus der Stadt retten wollte, es bald thun möchte. Eine neue Angst! Um acht Uhr früh ging ich mit meinem Bedienten zum schwarzen Thore hinaus. In dem Ueberzuge von einem Kopfkissen stack mein ganzer Reichthum. Wir wadeten bei der grausamsten Hitze durch den brennenden Sand bis auf Saarens Weinberg. Das that ich in Gesellschaft der D * Familie, welche, wie die Salzburger, emigrirte. Es schlug zwölf Uhr, und sie hatten noch keine Anstalt gemacht, etwas zu essen; zu trinken war noch weniger da. Ich versicherte der Gesellschaft, daß mich hungere und dürste, und ich, als ein Abgebrannter, sähe wohl, daß man nichts von der Welt habe, als was man mit dem Maule hinausbringe; ich wünschte mir also zu essen und zu trinken; und weil die löbliche Gewohnheit abgekommen wäre, das Volk in der Wüsten mit Manna zu speisen, so wollte ich mich der Gesellschaft empfehlen und sehen, wo ich einen guten Freund fände, der sich nicht blos auf die göttliche Fürsorge verließe. Ich ging und kam nach Loschwitz zu einem guten Freunde, bei dem ich willkommen und ziemlich gut versorgt war. Hier blieb ich bis Mittwochs früh, da ich ein Pferd bekam, und nach H * ritt.

Seit dem berühmten Morgen, als der Ritter von der traurigen Gestalt sein Schloß verließ, um die göttliche Dulcinea zu suchen, ist kein so abentheuerlicher Ritt gesehen worden, als

der meinige. Stellen Sie sich einen hohen Gaul vor, dessen eigentlicher Beruf seit funfzehn Jahren gewesen war, den Karren zu ziehen; auf diesem Gaule den Steuersekretär Rabener, noch nicht völlig drei Ellen lang, und, der schweren Zeiten ungeachtet, anderthalb Ellen im Durchschnitte; diesen Sekretär in ein paar zerrissenen Schuhen, schwarz seidenen Strümpfen, gestrickten Beinkleidern, einem beschmutzten, alten und lebenssatten Zeugrocke, einer Haarbeutelperucke, welche seit der Belagerung nicht ausgekämmt und vielleicht seit der preußischen Invasion nicht gepudert war; hinter ihm ein Kornsack, in welchen der Rest seines Vermögens geflüchtet war, auf diesem Kornsacke einen buntstreifigten Schlafpelz, welcher, im Fall es regnete, zum Rockelor dienen sollte; zur Rechten ging mein Bedienter, der eine Schachtel mit Brod und Braunschweiger Wurst trug, zur Linken der Monarch des Gauls, dem er von Zeit zu Zeit Muth zusprechen, und, wenn er stolperte, ihn mitleidig aufrichten mußte. In diesem Aufzuge kam ich endlich zum Amtssteuereinnehmer in H*, wo ich sehr wohl aufgenommen ward. Mein Quartier bekam ich im Städtchen, wo die Wirthin eine bejahrte dienstfertige Frau war, voll von dem Ceremonielle, wie es unter Johann George des Vierten Regierung mochte bräuchlich gewesen sein; der Wirth, ein feiner Mann, mein alter Schulkamerad, und bei ihm ein frisches rundes Mädchen, welche gute Hoffnung macht, daß sie ihren künftigen Eheherrn wird ohne Hosen herumlaufen lassen. Hier wohnte ich. Die meiste Zeit brachte ich auf dem Schlosse zu, wo ich das Vergnügen hatte, die Frau Assistenzräthin mit ihrer Familie und ganz unvermuthet ihre Mademoiselle Schwester zu finden. In dieser vortrefflichen Gesellschaft habe ich zehn Tage lang mich so wohl und vergnügt befunden, daß ich zu manchen Zeiten gar vergaß, daß ich abgebrannt war. Der Amtmann und seine Frau sorgten für unsre Bequemlichkeit: beide waren sehr dienstfertig und gastfrei; auch hatte sie Gott

mit zeitlichem Vermögen ziemlich und mit Hunden und Katzen reichlich gesegnet.

Am 2. August fuhr ich mit der Frau Schwester zurück und bedauerte, daß mein Exilium nicht länger gewährt hatte. Nun bin ich hier und wohne bei der D *, welche, um ihren Geruch der Heiligkeit ferner, wie bisher, zu erhalten, mir das ganze Logis eingeräumet, und sich bis Michaelis nach Borthen begeben hat; alsdann kömmt sie zurück und ich beziehe mein neues Quartier.

Da haben Sie, mein liebster Ferber, eine lange Beschreibung meiner Abentheuer! Das übrige wünsche ich Ihnen mündlich zu erzählen; und wann? Bleiben Sie mein Freund. Ich liebe Sie ewig und küsse Sie in Gedanken. Versichern Sie meine Ergebenheit allen Bekannten, welche sich ihres abgebrannten Freundes nicht schämen. Leben Sie wohl.

Gellerts
Unterredung mit Friedrich II.
Den 18. December 1760.

Der 18. December des Jahres 1760 war der merkwürdige Tag, an welchem Herr Professor Gellert Nachmittags um drei Uhr in seinem Schlafrocke, einer weißen Mütze, unbarbiert, und gar nicht wohl auf, an seinem Pulte saß, und jemand an seine Thüre pochte. — Herein! —

„Ich bin der Major Quintus Icilius, und freue mich, Sie kennen zu lernen. Se. Majestät der König verlangen Sie zu sprechen und haben mich hergeschickt, Sie zu ihm zu bringen.“

Gellert: Herr Major, Sie müssen mir's ansehen, daß ich krank bin; es wird dem Könige mit einem kranken Manne, der nicht reden kann, nicht viel gedienet sein.

Major: Es ist wahr, Sie sehen nicht wohl aus, ich werde Sie auch nicht nöthigen, heute mitzugehen; aber das muß ich Ihnen sagen, wenn Sie sich mit dieser Ausflucht ganz von dem Gange loszumachen gedenken, so irren Sie sich; ich muß morgen wiederkommen, und wenn Sie da nicht besser sind, übermorgen, und das so fort, bis Sie mitgehen können. Entschließen Sie sich also. Ich lasse Ihnen eine Stunde Zeit. Um 4 Uhr will ich wieder anfragen, ob ich Sie heute oder ein andermal mitnehmen soll.

Gellert: Ja, das thun Sie, Herr Major; ich will sehen, wie ich mich alsdann befinde.

Nun ist also der Major fort, und der Herr Professor, der zum Unglücke seinen Herrn Gödecke nicht zu Hause hat, schafft sich mit vielem Verdruß und großen Umständen einen Barbier

und eine Perücke, und ist um 4 Uhr fertig. Quintus Icilius kommt, und sie gehen nach dem Apel'schen Hause. In dem Vorzimmer finden sich etliche Personen, welche voller Freude sind, den Herrn Professor kennen zu lernen. Jetzt aber geht die Thüre zu Sr. Majestät Zimmer auf. Sie treten ein, und bleiben mit dem Könige die ganze Zeit über alleine.

König: Ist Er der Professor Gellert?

Gellert: Ja, Ihro Majestät.

König: Der englische Gesandte hat mir viel Gutes von Ihm gesagt. Wo ist Er her?

Gellert: Von Haynichen bei Freyberg.

König: Hat Er nicht noch einen Bruder in Freyberg?

Gellert: Ja, Ihro Majestät.

König: Sage Er mir, warum wir keinen guten deutschen Schriftsteller haben?

Der Major: Ihro Majestät sehen hier einen vor sich, den die Franzosen selbst übersetzt haben und den deutschen la Fontaine nennen.

König: Das ist viel. Hat Er den la Fontaine gelesen?

Gellert: Ja, Ihro Majestät, aber nicht nachgeahmt; ich bin ein Original.

König: Das ist also Einer; aber warum haben wir nicht mehr gute Autoren?

Gellert: Ihro Majestät sind einmal gegen die Deutschen eingenommen.

König: Nein, das kann ich nicht sagen.

Gellert: Wenigstens gegen die deutschen Schriftsteller.

König: Das ist wahr. Warum haben wir keine guten Geschichtschreiber?

Gellert: Es fehlt uns daran auch nicht. Wir haben einen Mascov, einen Cramer, der den Bossuet fortgesetzt hat,

König: Wie ist das möglich, daß ein Deutscher den Bossuet fortgesetzt hat?

Gellert: Ja, ja, und glücklich. Einer von Ihro Majestät gelehrtesten Professoren hat gesagt, daß er ihn mit eben der Beredsamkeit und mit mehrerer historischer Richtigkeit fortgesetzt habe.

König: Hat's der Mann auch verstanden?

Gellert: Die Welt glaubt's.

König. Aber warum macht sich keiner an den Tacitus? Den sollte man übersetzen.

Gellert: Tacitus ist schwer zu übersetzen, und wir haben auch schlechte französische Uebersetzungen von ihm.

König: Da hat Er Recht.

Gellert: Und überhaupt lassen sich verschiedene Ursachen angeben, warum die Deutschen noch nicht in aller Art guter Schriften sich hervorgethan haben. Da die Künste und Wissenschaften bei den Griechen blüheten, führten die Römer noch Kriege. Vielleicht ist jetzt das kriegerische Seculum der Deutschen; vielleicht hat es ihnen auch noch an Augusten und an Louis XIV. gefehlt.

König: Wie? will Er denn einen August in ganz Deutschland haben?

Gellert: Nicht eben das; ich wünschte nur, daß ein jeder Herr in seinem Lande die guten Genie's ermunterte. — —

König: Ist Er gar nicht aus Sachsen weggekommen?

Gellert: Ich bin einmal in Berlin gewesen.

König: Er sollte reisen.

Gellert: Ihro Majestät, dazu fehlen mir Gesundheit und Vermögen.

König: Was hat Er denn für eine Krankheit? Etwa die gelehrte?

Gellert: Weil sie Ihro Majestät so nennen, so mag sie

so heißen; in meinem Munde würde es zu stolz geklungen haben.

König: Ich habe sie auch gehabt. Ich will Ihn curiren. Er muß alle Tage ausreiten, alle Wochen Rhabarber nehmen.

Gellert: Diese Cur möchte wohl eine neue Krankheit für mich sein. Wenn das Pferd gesünder wäre, als ich, so würde ich es nicht reiten können, und wäre es eben so krank, so möchte ich auch nicht fortkommen können.

König: So muß Er fahren.

Gellert: Dazu fehlet mir das Vermögen.

König: Ja das ist wahr, daran fehlt's immer den Gelehrten in Deutschland. Es sind wohl itzt böse Zeiten?

Gellert: Ja wohl, und wenn Ihro Majestät Deutschland den Frieden geben wollten — —

König: Kann ich denn? Hat Er's denn nicht gehört? Es sind ja Drei wider mich.

Gellert: Ich bekümmere mich mehr um die alte als neue Geschichte.

König: Was meint Er? Welcher ist schöner in der Epopoe, Homer oder Virgil?

Gellert: Homer scheint wohl den Vorzug zu verdienen, weil er das Original ist.

König: Aber Virgil ist viel polirter.

Gellert: Wir sind zu weit vom Homer entfernt, als daß wir von seiner Sprache und Sitten richtig genug sollten urtheilen können. Ich traue darin dem Quintilian, welcher Homer den Vorzug giebt.

König: Man muß aber nicht ein Sklave von den Urtheilen der Alten sein.

Gellert: Das bin ich nicht; ich folge ihnen nur alsdann, wenn ich wegen der Entfernung selbst nicht urtheilen kann.

Der Major: Er hat auch deutsche Briefe herausgegeben.

König: So? Hat Er denn auch wider den **Stylum curiae** geschrieben?

Gellert: Ach ja, Ihro Majestät.

König: Aber warum wird das nicht anders? Es ist was Verteufeltes. Sie bringen mir ganze Bogen, und ich verstehe nichts davon.

Gellert: Wenn es Ihro Majestät nicht ändern können, so kann ich's noch weniger. Ich kann nur rathen, wo Sie befehlen. — —

König: Kann Er keine von Seinen Fabeln auswendig?

Gellert: Ich zweifle. Mein Gedächtniß ist mir sehr untreu.

König: Besinne Er sich, ich will unterdessen herumgehen — — — Nun, hat Er eine?

Gellert: Ja, Ihro Majestät, den Maler.

Ein kluger Maler in Athen
Der minder, weil man ihn bezahlte,
Als, weil er Ehre suchte, malte,
Ließ einen Kenner einst den Mars im Bilde sehn,
Und bat sich seine Meinung aus.

Der Kenner sagt' ihm frei heraus,
Daß ihm das Bild nicht ganz gefallen wollte,
Und daß es, um recht schön zu sein,
Weit minder Kunst verrathen sollte.
Der Maler wandte Vieles ein;
Der Kenner stritt mit ihm aus Gründen,
Und konnt' ihn doch nicht überwinden.

Gleich trat ein junger Geck herein,
Und nahm das Bild in Augenschein.
„O!" rief er bei dem ersten Blicke,
„Ihr Götter, welch ein Meisterstücke!
Ach, welcher Fuß! O, wie geschickt
Sind nicht die Nägel ausgedrückt!
Mars lebt durchaus in diesem Bilde.
Wie viele Kunst, wie viele Pracht
Ist in dem Helm und in dem Schilde
Und in der Rüstung angebracht!"

Der Maler ward beschämt, gerühret,
Und sah den Kenner kläglich an.
„Nun," sprach er, „bin ich überführet!
Ihr habt mir nicht zu viel gethan!"
Der junge Geck war kaum hinaus,
So strich er seinen Kriegsgott aus.

König: Und die Moral?

Gellert:

Wenn deine Schrift dem Kenner nicht gefällt,
So ist es schon ein böses Zeichen;
Doch wenn sie gar des Narren Lob erhält,
So ist es Zeit, sie auszustreichen.

König: Das ist recht schön. Er hat so etwas Coulantes in Seinen Versen, das verstehe ich Alles. Da hat mir aber Gottsched eine Uebersetzung der Iphigenia vorgelesen; ich habe das Französische dabei gehabt, und kein Wort verstanden. Sie haben mir noch einen Poeten, den Pietsch, gebracht; den habe ich weggeworfen.

Gellert: Ihro Majestät, den werfe ich auch weg.

König: Nun, wenn ich hier bleibe, so muß Er öfter wiederkommen, und Seine Fabeln mitbringen und mir was Neues vorlesen.

Gellert: Ich weiß nicht, ob ich gut lese; ich habe so einen singenden gebirgischen Ton.

König: Ja, wie die Schlesier. Nein, Er muß Seine Fabeln selbst lesen, sie verlieren sonst viel. Nun, komm Er bald wieder.

Ungeachtet dessen, was der König am Ende sagte, ist doch der Professor nicht wieder gerufen worden. Da er weggegangen, hat der König gesagt: „Das ist ein ganz anderer Mann, als Gottsched." Und den andern Tag bei der Tafel: C'est le plus raisonnable de tous les savans allemans.

Der Barbierjunge von Segringen.

Von

J. P. Hebel.

Man muß Gott nicht versuchen, aber auch die Menschen nicht. Denn im vorigen Spätjahr kam in dem Wirthshause zu Segringen ein Fremder von der Armee an, der einen starken Bart hatte, und fast wunderlich aussah, also, daß ihm nicht recht zu trauen war. Der sagt zum Wirth, eh' er etwas zu essen oder zu trinken fordert: „Habt Ihr keinen Barbier im Ort, der mich rasiren kann?" Der Wirth sagt ja, und holt den Barbier. Zu dem sagt der Fremde: „Ihr sollt mir den Bart abnehmen, aber ich habe eine kitzliche Haut. Wenn Ihr mich nicht in's Gesicht schneidet, so bezahl' ich Euch 4 Kronenthaler. Wenn Ihr mich aber schneidet, so stech' ich Euch todt. Ihr wäret nicht der Erste." Wie der erschrockene Mann das hörte, (denn der fremde Herr machte ein Gesicht, als wenn es nicht vexirt wäre, und das spitzige, kalte Eisen lag auf dem Tisch) so springt er fort und schickt den Gesellen. Zu dem sagt der Herr das Nämliche. Wie der Gesell das Nämliche hört, springt er ebenfalls fort, und schickt den Lehrjungen. Der Lehrjunge läßt sich blenden von dem Geld, und denkt: „Ich wag's. Gerathet es, und ich schneide ihn nicht, so kann ich mir für 4 Kronenthaler einen neuen Rock auf die Kirchweihe kaufen, und

einen Schnepper. Gerathet's nicht, so weiß ich, was ich thue," und rasirt den Herrn. Der Herr hält ruhig still, weiß nicht, in welcher entsetzlichen Todesgefahr er ist, und der verwegene Lehrjunge spaziert ihm auch ganz kaltblütig mit dem Messer im Gesicht und um die Nase herum, als wenn's nur um einen Sechser, oder im Fall eines Schnittes um ein Stücklein Zunder oder Fließpapier darauf zu thun wäre, und nicht um 4 Kronenthaler und um ein Leben, und bringt ihm glücklich den Bart aus dem Gesicht ohne Schnitt und ohne Blut, und dachte doch, als er fertig war: „Gottlob!"

Als aber der Herr aufgestanden war, und sich im Spiegel beschaut und abgetrocknet hatte, und giebt dem Jungen die 4 Kronenthaler, sagt er zu ihm: „Aber junger Mensch, wer hat dir den Muth gegeben, mich zu rasiren, so doch dein Herr und der Gesell sind fortgesprungen? Denn wenn du mich geschnitten hättest, so hätt' ich dich erstochen." Der Lehrling aber bedankte sich lächelnd für das schöne Stück Geld, und sagte: Gnädiger Herr, ihr hättet mich nicht erstochen, sondern, wenn ihr gezuckt hättet, und ich hätt' euch in's Gesicht geschnitten, so wär' ich euch zuvorgekommen, hätt' euch augenblicklich die Gurgel abgehauen, und wäre auf und davon gesprungen. Als aber der fremde Herr das hörte, und an die Gefahr dachte, in der er gesessen war, ward er erst blaß vor Schrecken und Todesangst, schenkte dem Burschen noch einen Kronenthaler extra, und hat seitdem zu keinem Barbier mehr gesagt: „Ich steche dich todt, wenn du mich schneidest."

Lienhard und Gertrud.

Von

J. H. Pestalozzi.

Ein herzguter Mann, der aber doch Weib und Kind höchst unglücklich macht.

Eine Frau, die Entschlüsse faßt.

Es wohnt in Bonnal ein Maurer. Er heißt Lienhard und seine Frau Gertrud. Er hat sieben Kinder und einen guten Verdienst; aber er hat den Fehler, daß er sich im Wirthshaus oft verführen läßt. Wenn er da ansitzt, so handelt er wie ein Unsinniger, und es sind in unserm Dorf abgefeimte Bursche, die darauf losgehen und daraus leben, daß sie den Ehrlichern und Einfältigern auflauern und ihnen bei jedem Anlaß das Geld aus der Tasche locken. Diese kannten den guten Lienhard, und verführten ihn oft beim Trunk noch zum Spiel, und raubten ihm so den Lohn seines Schweißes. Aber allemal, wenn das am Abend geschehen war, reuete es Lienhard am Morgen und es ging ihm an's Herz, wenn er Gertrud und seine Kinder Brot mangeln sah, daß er zitterte, weinte, seine Augen niederschlug und seine Thränen verbarg.

Gertrud ist die beste Frau im Dorfe; aber sie und ihre blühenden Kinder waren in Gefahr, ihres Vaters und ihrer Hütte beraubt, getrennt, verschupft, in's äußerste Elend zu sinken, weil Lienhard den Wein nicht meiden konnte.

Gertrud sah die nahe Gefahr und war davon in ihrem Innersten durchdrungen. Wenn sie Gras von ihrer Wiese holte, wenn sie Heu von ihrer Bühne nahm, wenn sie die Milch in

ihren reinlichen Becken besorgte, ach! bei Allem ängstigte sie immer der Gedanke, daß ihre Wiese, ihr Heustock und ihre halbe Hütte ihnen bald werde entrissen werden; und wenn ihre Kinder um sie her standen, und sich an ihren Schooß drängten, so war ihre Wehmuth immer noch größer; allemal flossen dann Thränen über ihre Wangen.

Bis jetzt konnte sie zwar ihr stilles Weinen vor den Kindern verbergen; aber am Mittwoch vor der letzten Ostern, da auch ihr Mann gar zu lange nicht heim kam, war ihr Schmerz zu mächtig, und die Kinder bemerkten ihre Thränen. Ach Mutter, riefen sie alle aus Einem Munde, du weinest! und drängten sich enger an ihren Schooß. Angst und Sorge zeigten sich in jeder Geberde. Banges Schluchzen, tiefes, niedergeschlagenes Staunen und stille Thränen umringten die Mutter, und selbst der Säugling auf ihrem Arme verrieth ein bisher ihm fremdes Schmerzengefühl. Sein erster Ausdruck von Sorge und von Angst, sein starres Auge, das zum ersten Mal ohne Lächeln hart und steif und bang nach ihr blickte, alles dieses brach ihr gänzlich das Herz. Ihre Klagen brachen jetzt in lautem Schreien aus, und alle Kinder und der Säugling weinten mit der Mutter, und es war ein entsetzliches Jammergeschrei, als eben Lienhard die Thüre öffnete.

Gertrud lag mit ihrem Antlitz auf ihrem Bette, hörte das Oeffnen der Thüre nicht, und sah nicht den kommenden Vater. Auch die Kinder wurden seiner nicht gewahr; sie sahen nur die jammernde Mutter und hingen an ihren Armen, an ihrem Hals und an ihren Kleidern. So fand sie Lienhard.

Gott im Himmel sieht die Thränen der Elenden und setzt ihrem Jammer ein Ziel.

Gertrud fand in ihren Thränen Gottes Erbarmen. Gottes Erbarmen führte den Lienhard zu diesem Anblick, der seine Seele durchdrang, daß seine Glieder bebten. Todesbläße stieg in sein

Antlitz, und schnell und gebrochen konnte er kaum sagen: Herr Jesus, was ist das? — Da erst sah ihn die Mutter, da erst sah'n ihn die Kinder, und der laute Ausbruch der Klage verlor sich. O Mutter, der Vater ist da! riefen die Kinder aus Einem Munde, und selbst der Säugling weinte nicht mehr.

So wie wenn ein Waldbach oder eine verheerende Flamme nun nachläßt, so verliert sich auch das wilde Entsetzen, und wird stille, bedächtliche Sorge.

Gertrud liebte den Lienhard, und seine Gegenwart war ihr auch im tiefsten Jammer Erquickung, und auch Lienharden verließ jetzt das erste bange Entsetzen.

Was ist, Gertrud, sagte er zu ihr, dieser erschreckliche Jammer, in dem ich dich antraf?

O, mein Lieber! erwiederte Gertrud. Finstre Sorgen umhüllen mein Herz, und wenn du weg bist, so nagt mich mein Kummer noch tiefer.

Gertrud! erwiederte Lienhard, ich weiß, was du weinest . . . . . ich Elender!

Da entfernte Gertrud ihre Kinder, und Lienhard hüllte sein Antlitz in ihren Schooß und konnte nicht reden.

Auch Gertrud schwieg eine Weile und lehnte sich in stiller Wehmuth an ihren Mann, der immer mehr weinte und schluchzte und sich ängstigte auf ihrem Schooße. Indessen sammelte Gertrud alle ihre Stärke, und faßte Muth, nun an ihn zu bringen, daß er seine Kinder nicht ferner diesem Unglück und Elend aussetze.

Gertrud war fromm und glaubte an Gott, und ehe sie redete, betete sie still für ihren Mann und für ihre Kinder, und ihr Herz ward sichtbar heiterer; da sagte sie: Lienhard, trau auf Gottes-Erbarmen und fasse doch Muth, ganz recht zu thun!

O Gertrud, Gertrud! sagte Lienhard und weinte, und seine Thränen flossen in Strömen.

O mein Lieber, fasse Muth! sagte Gertrud, und glaube

an deinen Vater im Himmel, so wird Alles wieder besser gehen! Es gehet mir an's Herz, daß ich dich weinen mache. Mein Lieber! ich wollte dir gern jeden Kummer verschweigen; du weißt, an deiner Seite sättigt mich Wasser und Brot, und die stille Mitternachtstunde ist mir viel und oft frohe Arbeitstunde für dich und meine Kinder. Aber, mein Lieber, wenn ich dir meine Sorge verhehlte, daß ich mich noch einst von dir und diesen Lieben trennen müßte, so wäre ich nicht Mutter an meinen Kindern und an dir wäre ich nicht treu. O Theurer, noch sind unsere Kinder voll Dank und Liebe gegen uns; aber wenn wir nicht Eltern bleiben, so wird ihre Liebe und ihre gute Herzlichkeit, auf die ich Alles baue, nothwendig verloren gehn müssen. Und dann denke, o Lieber, denk auch, wie dir sein müßte, wenn dein Niclas einst keine Hütte mehr hätte und Knecht sein müßte; er, der jetzt schon so gern von Freiheit und eignem Herde redet; Lienhard, wenn er und alle die Lieben, durch unsern Fehler arm gemacht, einst in ihren Herzen uns nicht mehr dankten, sondern weinten ob uns, ihren Eltern. Könntest du leben, Lienhard, und sehen, wie dein Niclas, dein Jonas, wie dein Liseli, und dein Anneli, o Gott! — verschupft, an fremden Tischen Brot suchen müßten? Ich würde sterben, wenn ich das sehen müßte. So sagte Gertrud, und Thränen flossen von ihren Wangen.

Und Lienhard weinte nicht minder. Was soll ich thun? ich Unglücklicher! Was kann ich machen? Ich bin noch elender, als du weißt, — o Gertrud, Gertrud! — Dann schwieg er wieder, rang seine Hände und weinte lautes Entsetzen.

O Lieber, verzage nicht an Gottes Erbarmen? O Theurer, was es auch sein mag, rede, daß wir uns rathen und helfen!

O Gertrud, Gertrud! es bricht mir das Herz, dir mein Elend zu sagen und deine Sorgen zu vergrößern; und doch

muß ich es thun! Ich bin Hummel, dem Vogt*), noch dreißig Gulden schuldig, und der ist ein Hund und kein Mensch gegen die, so ihm schuldig sind. Ach, daß ich ihn in meinem Leben nie gesehen hätte! Wenn ich nicht bei ihm einkehre, so droht er mir mit den Rechten, und wenn ich einkehre, so ist der Lohn meines Schweißes und meiner Arbeit in seinen Klauen. Das, Gertrud, das ist die Quelle unsers Elends.

O Lieber, sagte hierauf Gertrud, darfst du nicht zu Arner, dem Landesvater, gehen? Du weißt, wie alle Wittwen und Waisen sich seiner rühmen. O Lieber, ich denke, er würde dir Rath und Schutz gewähren gegen diesen Mann.

O Gertrud, erwiederte Lienhard, ich kann nicht! ich darf nicht! Was wollte ich gegen den Vogt sagen, der Tausenderlei anbringt, und kühn ist und schlau, und hundert Helfershelfer und Wege hat, einen armen Mann vor der Obrigkeit zu verschreien, daß man ihn nicht anhört?

Gertrud. O Lieber, ich habe noch mit keiner Obrigkeit geredet; aber wenn Noth und Elend mich zu ihr führten, ich weiß, ich würde die Wahrheit gerade gegen Jedermann sagen können. O Theurer, fürchte dich nicht! denke an mich und deine Kinder, und gehe!

O Gertrud, sagte Lienhard, ich kann nicht, und darf nicht; ich bin nicht unschuldig! Der Vogt wird sich kaltblütig auf's ganze Dorf berufen, daß ich ein liederlicher Tropf bin. O Gertrud, ich bin nicht unschuldig! Was will ich sagen? Niemand wird ihn vor den Kopf stoßen und aussagen, daß er mich zu Allem verleitet hat. O Gertrud, könnt' ich's, dürft' ich's, wie gerne wollt' ich's! Aber thät' ich's, und mißläng's, denk, wie würde er sich rächen!

*) Vogt ist in der Schweiz, was in Deutschland der Schulze im Dorfe ist.

Gertrud. Aber auch wenn du schweigst, richtet er dich unausweichlich zu Grunde. Lienhard, denk an deine Kinder, und gehe! Diese Unruhe unsers Herzens muß enden; gehe, oder ich gehe!

Lienhard. O Gertrud, ich darf nicht! Darfst du's Gertrud — ach Gott! — darfst du es, so gehe schnell hin zu Arner, und sag' ihm Alles!

Ja, ich will gehen, sagte Gertrud, und schlief keine Stunde in der Nacht; aber sie betete in der schlaflosen Nacht, und ward immer stärker und entschlossener, zu gehen zu Arner, dem Herrn des Orts.

Und am frühen Morgen nahm sie den Säugling, der wie eine Rose blühete, und ging zwei Stunden weit zum Schlosse des Junkers.

Arner saß eben bei seiner Linde, vor der Pforte des Schlosses, als Gertrud sich ihm nahete. Er sah sie, er sah den Säugling auf ihrem Arme und Wehmuth und Leiden und getrocknete Zähren auf ihrem Antlitz.

Was willst du, meine Tochter? wer bist du? sagte er so liebreich, daß sie Muth faßte zu reden.

Ich bin Gertrud, sagte sie, das Weib des Maurers Lienhard von Bonnal.

Du bist ein braves Weib, sagte Arner. Ich habe deine Kinder vor allen andern im Dorfe ausgezeichnet; sie sind sittsamer und bescheidener als alle übrigen Kinder, und scheinen auch besser genährt. Und doch, höre ich, seid ihr sehr arm. Was willst du, meine Tochter?

O gnädiger Herr, mein Mann ist seit langer Zeit dem Vogt Hummel dreißig Gulden schuldig, und das ist ein harter Mann. Er verführt ihn zum Spiel und zu aller Verschwendung; und da er ihn fürchten muß, so darf er sein Wirthshaus nicht meiden, wenn er schon fast alle Tage seinen Verdienst und das

Brot seiner Kinder darin zurücklassen muß. Gnädiger Herr, es sind sieben unerzogene Kinder; und ohne Hülfe und Rath gegen den Vogt ist's unmöglich, daß wir nicht an den Bettelstab gerathen. Ich weiß, daß sie sich der Wittwen und der Waisen erbarmen; darum durfte ich es wagen, zu ihnen zu gehen und ihnen unser Unglück zu sagen. Ich habe aller meiner Kinder Spargeld bei mir, in der Absicht, es ihnen zu hinterlegen, damit ich sie bitten dürfe, Verfügungen zu treffen, daß der Vogt meinen Mann, bis er bezahlt sein wird, nicht mehr drängen und plagen dürfe.

Arner hatte längst einen Verdacht auf Hummel. Er erkannte sogleich die Wahrheit dieser Klage und die Weisheit der Bitte. Er nahm eine Schale Thee, die vor ihm stand, und sagte: Du bist nüchtern, Gertrud; trink diesen Thee, und gieb deinem schönen Kinde von dieser Milch.

Erröthend stand Gertrud da. Diese Vatergüte ging ihr an's Herz, daß sie ihre Thränen nicht halten konnte.

Und Arner ließ sie jetzt die Thaten des Vogts und seiner Mitgesellen und die Noth und die Sorgen vieler Jahre erzählen, hörte aufmerksam zu, und einmal fragte er sie: Wie hast du, Gertrud, das Spargeld deiner Kinder retten können in aller dieser Noth?

Da antwortete Gertrud: Das war wohl schwer, gnädiger Herr; aber es mußte mir sein, als ob es mir ein Sterbender auf seinem Todbette gegeben hätte, daß ich es seinen Kindern aufbehalten sollte. So, fast ganz so sah ich es an. Wenn ich zu Zeiten in der dringendsten Noth den Kindern Brot daraus kaufen mußte, so ruhete ich nicht, bis ich mit Nachtarbeit wieder so viel nebenhin erspart, und den Kindern wieder erstattet hatte.

War das allemal wieder möglich, Gertrud? fragte Arner.

O gnädiger Herr, wenn der Mensch sich etwas fest vornimmt, so ist ihm mehr möglich, als man glaubt; und Gott hilft im

äußersten Elend, wenn man redlich für Noth und Brot arbeitet, mehr als sie, gnädiger Herr, in ihrer Herrlichkeit es glauben und begreifen können.

Arner war durch und durch von der Unschuld und von der Tugend dieses Weibes gerührt, fragte aber immer noch mehr, und sagte: Gertrud, wo hast du dieses Spargeld?

Da legte Gertrud sieben reinliche Päcklein auf Arners Tisch, und bei jedem Päcklein lag ein Zettel, von wem Alles sei; und wann Gertrud etwas davon genommen, so stand es aufgeschrieben, und eben so, wie sie es wieder zugelegt habe.

Arner las diese Zettel aufmerksam durch. Gertrud sah es, und erröthend sagte sie: Ich hätte diese Papiere wegnehmen sollen, gnädiger Herr.

Arner lächelte und las fort; aber Gertrud stand beschämt da, und sichtbarlich pochte ihr Herz ob diesen Zetteln; denn sie war bescheiden und demüthig, und grämte sich auch über den mindesten Anschein von Eitelkeit.

Arner sah ihre Unruhe, daß sie ihre Zettel nicht bei Seite gelegt hatte; er fühlte die reine Höhe der Unschuld, die beschämt dasteht, wenn ihre Tugend und ihre Weisheit bemerkt wird, und beschloß, dem Weib mehr, als es bat und hoffte, Gnade zu erweisen; denn er erkannte ihren Werth, und daß unter Tausenden kein Weib ihr gleich käme. Er legte jetzt einem jeden Päcklein etwas bei, und sagte: Bring deinen Kindern das Spargeld wieder, Gertrud; und ich lege aus meiner Börse dreißig Gulden bei Seite für den Vogt, bis er bezahlt ist. Gehe nun hin, Gertrud; morgen werde ich ohnehin in dein Dorf kommen, und da werde ich dir Ruhe schaffen vor dem Hummel.

Gertrud konnte vor Freuden nicht reden; kaum brachte sie stammelnd ein gebrochenes schluchzendes „Gott lohne es Ihnen, gnädiger Herr“ hervor. Dann kehrte sie mit ihrem Säugling

auf dem Arme und mit ihrem Trost im Herzen nach Hause zurück. Sie eilte, betete und dankte Gott auf dem langen Wege, und weinte Thränen des Dankes und der Hoffnung, bis sie in ihrer Hütte war.

Lienhard sah sie kommen, und las den Trost ihres Herzens in ihren Augen. Bist du schon wieder da? rief er ihr entgegen. Es ist dir wohl gegangen bei Arner.

Wie weißt du es schon? sagte Gertrud. Ich sehe es dir an, du Gute; du kannst dich nicht verstellen.

Das kann ich wirklich nicht, sagte Gertrud; und möchte auch nicht, wenn ich es könnte, dir die gute Botschaft einen Augenblick vorenthalten. Da erzählte sie ihrem Manne die Güte von Vater Arner, wie er ihren Worten glaubte und ihr Hülfe versprach; dann gab sie ihren Kindern Arners Geschenke, und küßte ein jedes wärmer und heiterer, als es lange nicht mehr geschehen war, und sagte ihnen: Betet alle Tage, daß es Arner wohl gehe, Kinder, wie ihr betet, daß es mir und dem Vater wohl gehe. Arner sorgt, daß es allen Leuten im Lande wohl gehe; er sorgt, daß es auch euch wohl gehe; und wenn ihr brav, verständig und arbeitsam werdet, so werdet ihr ihm lieb sein, wie ihr mir und dem Vater lieb seid.

Von dieser Zeit an beteten die Kinder des Maurers, wenn sie am Morgen und am Abend für ihren Vater und für ihre Mutter beteten, auch für Arner, den Vater des Landes.

Gertrud und Lienhard faßten nun neue Entschlüsse für die Ordnung ihres Hauses und für die Bildung ihrer Kinder zu allem Guten, und dieser Tag war ihnen ein seliger Festtag. Lienhards Muth stärkte sich wieder, und am Abend machte ihm Gertrud ein Essen, das er liebte; und sie freuten sich Beide des kommenden Morgens, der Hülfe Arners und der Güte ihres himmlischen Vaters.

Auch Arner sehnte sich nach dem kommenden Morgen, eine That zu thun, wie er tausend that, um seinem Dasein einen Werth zu geben.

Ein Zweikampf, wie es wenige giebt.

Von

H. P. Sturz.

In einer französischen Garnison ward ein junger Offizier eines Vergehens wegen auf die Wache gesetzt. Als er nach überstandener Strafe sich bei des Königs Lieutenant meldete, und dieser ihn mit einem derben Verweis und einer väterlichen Vermahnung empfing, verlor der junge Ritter so sehr alle Gelassenheit, daß er gegen den alten Mann die gröbsten Schimpfwörter ausstieß. Der würdige Greis, durch Wunden und Jahre entkräftet, erwiederte mit bebender Stimme; Ich zittre, wie du siehst. Ich habe nicht immer gezittert, und mein Sohn zittert nicht.

Der Sohn kam auf erhaltenen Brief von der fernsten Grenze des Reichs. Sie schlugen sich heftig. Der Beleidiger trug eine Wunde davon, die nur in einem Jahre geheilt werden konnte.

Kaum erschien er wieder, so war auch der Sohn wieder da: Sie haben meinen Vater beleidigt. — Wohl! Also hat der Stoß durch die Rippen meine Uebereilung noch nicht gebüßt? Sie bestehen darauf — aber auf Kugeln.

Das Glück war dem Ritter wieder entgegen, und er lag an einer neuen Wunde viele Monate heftig darnieder.

Der Sohn erschien zum drittenmale: Beleidiger meines Vaters, ich fordre Genugthuung. — Sie sind, wie ich sehe, schwer zu befriedigen; geben sie mir bis Morgen zu meiner Erklärung Zeit.

Der Ritter versammelte die Kapitäne des Regiments, und

trug ihnen die Sache, als kompetenten Richtern der Ehre, vor. Bin ich schuldig, fragte er, mich so lange herum zu schlagen, bis einer des andern Mörder wird?

Der Grenadierhauptmann nahm das Wort: Haben sie denn den Alten schon um Verzeihung gebeten? — Nein. — Gleich auf der Stelle! damit hätten sie den Anfang machen sollen. — Der Ritter folgte. Als er aus der Thüre des Alten trat, kam ihm der Sohn mit offenen Armen entgegen: Ich bitte um ihre Freundschaft, edler Mann. — Gut. Aber, zum Henker, warum sagten sie mir nicht eher, was sie begehrten? — Das war meine Rolle nicht. Mein Vater konnte vergeben. So lang er nicht vergab, war es meine Pflicht, ihn zu rächen.

Der geheilte Patient.

Von

J. P. Hebel.

Reiche Leute haben trotz ihrer gelben Vögel doch manchmal auch allerlei Lasten und Krankheiten auszustehen, von denen Gottlob der arme Mann nichts weiß, denn es giebt Krankheiten, die nicht in der Luft stecken, sondern in den vollen Schüsseln und Gläsern und in den weichen Sesseln und seidenen Betten, wie jener reiche Amsterdamer ein Wort davon reden kann. Den ganzen Vormittag saß er im Lehnsessel und rauchte Tabak, wenn er nicht zu träge war, oder hatte Maulaffen feil zum Fenster hinaus, aß aber zu Mittag doch wie ein Drescher, und die Nachbarn sagten manchmal: Windet's draußen oder schnauft der Nachbar so? — Den ganzen Vormittag aß und trank er ebenfalls, bald etwas Kaltes, bald etwas Warmes, ohne Hunger und ohne Appetit, aus lauter langer Weile, bis an den Abend, also, daß man bei ihm nie recht sagen konnte, wo das Mittagessen aufhörte und wo das Nachtessen anfing. Nach dem Nachtessen legte er sich in's Bett, und war so müd', als wenn er den ganzen Tag Steine abgeladen, oder Holz gespalten hätte. Davon bekam er zuletzt einen dicken Leib, der so unbeholfen war, wie ein Maltersack. Essen und Schlaf wollten ihm nimmer schmecken, und er war lange Zeit, wie es manchmal geht, nicht recht gesund und nicht recht krank! Wenn man aber ihn selber hörte, so hatte er 365 Krankheiten, nämlich alle Tage eine andere. Alle Aerzte, die in Amsterdam sind, mußten ihm rathen. Er verschluckte ganze Feuereimer voll Mixturen, und ganze Schaufeln voll

Pulver, und Pillen wie Enten-Eier so groß, und man nannte ihn zuletzt scherzweise nur die zweibeinige Apotheke. Aber alle Arzneien halfen ihm nichts, denn er folgte nicht, was ihm die Aerzte befahlen, sondern sagte: Foudre, wofür bin ich ein reicher Mann, wenn ich soll leben, wie ein Hund, und der Doktor will mich nicht gesund machen für mein Geld? Endlich hörte er von einem Arzt, der hundert Stunden weit wegwohnte, der sei so geschickt, daß die Kranken gesund werden, wenn er sie nur recht anschaue, und der Tod geh' ihm aus dem Weg, wo er sich sehen lasse. Zu dem Arzt faßte der Mann ein Zutrauen, und schrieb ihm seinen Umstand. Der Arzt merkte bald was ihm fehle, nämlich nicht Arznei, sondern Mäßigkeit und Bewegung, und sagte: Wart, dich will ich bald kurirt haben. Deßwegen schrieb er ihm ein Brieflein folgenden Inhalts: „Guter Freund, Ihr habt einen schlimmen Umstand, doch wird Euch zu helfen sein, wenn Ihr folgen wollt. Ihr habt ein böses Thier im Bauch, einen Lindwurm mit sieben Mäulern. Mit dem Lindwurm muß ich selber reden, und Ihr müßt zu mir kommen. Aber für's Erste, so dürft Ihr nicht fahren oder auf dem Rößlein reiten, sondern auf des Schuhmachers Rappen, sonst schüttelt ihr den Lindwurm, und er beißt euch die Eingeweide ab, sieben Därme auf einmal ganz entzwei. Für's Andere dürft Ihr nicht mehr essen, als zweimal des Tages einen Teller voll Gemüs, Mittags ein Bratwürstlein dazu, und Nachts ein Ei, und am Morgen ein Fleischsüpplein mit Schnittlauch drauf. Was Ihr mehr esset, davon wird nur der Lindwurm größer, also daß er Euch die Leber verdrückt, und der Schneider hat Euch nimmer viel anzumessen, aber der Schreiner. Dieß ist mein Rath, und wenn Ihr mir nicht folgt, so hört Ihr im andern Frühjahr den Gukuk nimmer schreien. Thut was Ihr wollt!" Als der Patient so mit sich reden hörte, ließ er sich sogleich den andern Morgen die Stiefel salben und machte sich auf den

Weg, wie ihm der Doktor befohlen hatte. Den ersten Tag ging es so langsam, daß wohl eine Schnecke hätte können sein Vorreiter sein, und wer ihn grüßte, dem dankte er nicht, und wo ein Würmlein auf der Erde kroch, das zertrat er. Aber schon am zweiten und am dritten Morgen kam es ihm vor, als wenn die Vögel schon lange nimmer so lieblich gesungen hätten wie heut, und der Thau schien ihm so frisch, und die Kornrosen im Feld so roth, und alle Leute, die ihm begegneten, sahen so freundlich aus, und er auch. Und alle Morgen, wenn er aus der Herberge ausging, war's schöner, und er ging leichter und munterer dahin, und als er am 18ten Tage in der Stadt des Arztes ankam, und den andern Morgen aufstand, war es ihm so wohl, daß er sagte: „Ich hätte zu keiner ungeschicktern Zeit können gesund werden als jetzt, wo ich zum Doktor soll. Wenn's mir doch nur ein wenig in den Ohren brauste, oder das Herzwasser lief mir.“ Als er zum Doktor kam, nahm ihn der Doktor bei der Hand, und sagte ihm: Jetzt erzählt mir denn noch einmal von Grund aus, was Euch fehlt. Da sagte er: „Herr Doktor, mir fehlt Gottlob nichts, und wenn ihr so gesund seid wie ich, so soll's mich freuen. Der Doktor sagte: „Das hat euch ein guter Geist gerathen, daß ihr meinem Rath gefolgt habt. Der Lindwurm ist jetzt abgestanden. Aber ihr habt noch Eier im Leib, deßwegen müßt ihr wieder zu Fuß heimgehen, und daheim fleißig Holz sägen, daß Niemand sieht, und nicht mehr essen, als euch der Hunger ermahnt, damit die Eier nicht ausschlüpfen, so könnt ihr ein alter Mann werden,“ und lächelte dazu. Aber der reiche Fremdling sagte: „Herr Doktor, ihr seid ein feiner Kautz, und ich versteh' euch wohl, und hat nachher dem Rath gefolgt, und 87 Jahre, 4 Monate, 10 Tage gelebt, wie ein Fisch im Wasser so gesund, und hat alle Neujahr dem Arzt 20 Dublonen zum Gruß geschickt.

Tobias Witt.

Von

J. J. Engel.

Herr Tobias Witt war aus einer nur mäßigen Stadt gebürtig, und nie weit über die nächsten Dörfer gekommen. Dennoch hatte er mehr von der Welt gesehen, als mancher der sein Erbtheil in Paris oder Neapel verzehrt hat. Er erzählte gern allerhand kleine Geschichtchen, die er sich hie und da aus eigner Erfahrung gesammelt hatte. Poetisches Verdienst hatten sie wenig, aber desto mehr praktisches, und das Besonderste an ihnen war, daß ihrer je zwei und zwei zusammengehörten.

Einmal lobte ihn ein junger Bekannter, Herr Till, seiner Klugheit wegen. — Ei! fing der alte Witt an und schmunzelte: wär' ich denn wirklich so klug?

Die ganze Welt sagt's, Herr Witt. Und weil ich es auch gern würde — —

Je nun! wenn er das werden will, das ist leicht. — Er muß nur fleißig Acht geben, Herr Till, wie es die Narren machen.

Was! wie es die Narren machen?

Ja, Herr Till! Und muß es dann anders machen, wie die.

Als zum Exempel? —

Als zum Exempel, Herr Till: So lebte da hier in meiner Jugend ein alter Arithmetikus, ein dürres, grämliches Männchen, Herr Veit mit Namen. Der ging immer herum und murmelte vor sich selbst; in seinem Leben sprach er mit keinem Menschen. — Und einem in's Gesicht sehen, das that er noch weniger: immer guckt' er ganz finster in sich hinein. — Wie meint er nun wohl, Herr Till, daß die Leute den hießen?

Wie? — Einen tiefsinnigen Kopf.

Ja, es hat sich wohl! Einen Narren! — Hui! dacht' ich

da bei mir selbst — denn der Titel stand mir nicht an — wie der Herr Veit muß man's nicht machen. Das ist nicht fein. — In sich selbst hinein sehen, das taugt nicht. Sieh du den Leuten dreist in's Gesicht! Oder gar mit sich selbst sprechen; pfui! Sprich du lieber mit Andern! — Nun, was dünkt ihm, Herr Till? Hatt' ich da Recht? —

Ei ja wohl! Allerdings!

Aber ich weiß nicht. So ganz doch wohl nicht. — Denn da lief noch ein Anderer herum, das war der Tanzmeister, Herr Flink, der guckte aller Welt in's Gesicht, und plauderte mit Allem, was nur ein Ohr hatte, immer die Reihe herum. Und den, Herr Till, wie meint er wohl, daß die Leute den wieder hießen?

Einen lustigen Kopf? —

Beinahe! Sie hießen ihn auch einen Narren. — Hui, dacht' ich da wieder: das ist doch drollig! Wie mußt du's denn machen, um klug zu heißen? — Weder ganz, wie der Herr Veit, noch ganz, wie der Herr Flink. Erst siehst du den Leuten dreist in's Gesicht, wie der Eine, und dann siehst du hübsch bedächtig in dich hinein, wie der Andere. Erst sprichst du laut mit den Leuten, wie der Herr Flink, und dann insgeheim mit dir selbst, wie der Herr Veit. — Sieht er, Herr Till? So hab' ich's gemacht, und das ist das ganze Geheimniß.

Ein andermal besuchte ihn ein junger Kaufmann, Herr Flau, der gar sehr über sein Unglück klagte. — Ei was! fing der alte Witt an und schüttelte ihn: Er muß das Glück nur suchen, Herr Flau; er muß darnach aus sein.

Das bin ich ja lange; aber was hilft's? — Immer kommt ein Streich über den andern! Künftig leg' ich die Hände lieber gar in den Schooß, und bleibe zu Hause. —

Ach nicht doch! nicht doch, Herr Flau! Gehn muß er immer darnach, aber sich nur hübsch in Acht nehmen, wie er's Gesicht trägt.

Was? Wie ich's Gesicht trage? —

Ja, Herr Flau! Wie er's Gesicht trägt. Ich will's ihm erklären. — Als da mein Nachbar zur Linken sein Haus baute, so lag einst die ganze Straße voll Balken und Steine und Sparren: und da kam unser Bürgermeister gegangen, damals noch ein blutjunger Rathsherr, der rannte, mit von sich geworfnen Armen, in's Gelag hinein, und hielt den Nacken so steif, daß die Nase mit den Wolken so ziemlich gleich war. — Pump, lag er da, brach ein Bein, und hinkt noch heutiges Tages davon. — Was will ich nun damit sagen, lieber Herr Flau? —

Ei die alte Lehre! Du sollst die Nase nicht allzuhoch tragen.

Ja sieht er? Aber auch nicht allzuniedrig. — Denn nicht lange darnach kam noch ein Anderer gegangen, das war der Stadtpoete, Herr Schall: der mußte entweder Verse oder Haussorgen im Kopfe haben; denn er schlich ganz trübsinnig einher, und guckte in den Erdboden, als ob er hineinsinken wollte. — Krach! riß ein Seil, der Balken herunter, und wie der Blitz vor ihm nieder. — Vor Schrecken fiel der arme Teufel in Ohnmacht, ward krank, und mußte ganze Wochen lang aushalten. — Merkt er nun wohl, was ich meine, Herr Flau? Wie man's Gesicht tragen muß? —

Sie meinen, so hübsch in der Mitte. —

Ja freilich! daß man weder zu keck in die Wolken, noch zu scheu in den Erdboden sieht. — Wenn man so die Augen fein ruhig, nach oben und unten und nach beiden Seiten umherwirft: so kommt man in der Welt schon vorwärts, und mit dem Unglück hat's so leicht nichts zu sagen.

Noch ein andermal besuchte den Herrn Witt ein junger Anfänger, Herr Wills; der wollte zu einer kleinen Speculation Geld von ihm borgen. — Viel, fing er an, wird dabei nicht herauskommen; das seh' ich vorher, aber es rennt mir so von selbst in die Hände. Da will ich's doch mitnehmen.

Dieser Ton stand dem Herrn Witt gar nicht an. — Und wie viel, meint er denn wohl, lieber Herr Wills, daß er braucht? —

Ach nicht viel! Eine Kleinigkeit! Ein hundert Thälerchen etwa. —

Wenn's nicht mehr ist, die will ich ihm geben. Recht gern! — Und damit er sieht, daß ich ihm gut bin, so will ich ihm obendrein noch etwas anders geben, das unter Brüdern seine tausend Reichsthaler werth ist. Er kann reich damit werden. —

Aber wie, lieber Herr Witt, obendrein? —

Es ist nichts. Es ist ein bloßes Histörchen. — Ich hatte hier in meiner Jugend einen Weinhändler zum Nachbar, ein gar drolliges Männchen, Herr Grell mit Namen: der hatte sich eine einzige Redensart angewöhnt, die bracht' ihn zum Thore hinaus.

Ei, das wäre! Die hieß? —

Wenn man ihn manchmal fragte. Wie steht's, Herr Grell? Was haben sie bei dem Handel gewonnen? — Eine Kleinigkeit, fing er an. Ein funfzig Thälerchen etwa. Was will das machen? — Oder wenn man ihn anredte: Nun, Herr Grell, sie haben ja auch bei dem Bankerutte verloren? — Ach was, sagte er wieder. Es ist der Rede nicht werth. Eine Kleinigkeit von ein hunderter fünfe. — Er saß in schönen Umständen, der Mann; aber wie gesagt, die einzige verdammte Redensart hob ihn glatt aus dem Sattel. Er mußte zum Thore damit hinaus. — Wie viel war es doch, Herr Wills, das er wollte?

Ich? — ich bat um hundert Reichsthaler, lieber Herr Witt.

Ja recht! Mein Gedächtniß verläßt mich. — Aber ich hatte da noch einen andern Nachbar, das war der Kornhändler, Herr Tomm; der baute von einer andern Redensart das ganze große Haus auf, mit Hintergebäude und Waarenlager. — Was dünkt ihm dazu? —

Ei, um Himmelswillen! Die möcht' ich wissen. Die hieß?

Wenn man ihn manchmal fragte: Wie steht's, Herr Tomm?

Was haben sie bei dem Handel verdient? — Ach viel Geld! fing er an, viel Geld! — und da sah man, wie ihm das Herz im Leibe lachte; — ganzer hundert Reichsthaler! — Oder wenn man ihn anredte: Was ist ihnen? Warum so mürrisch, Herr Tomm? — Ach! sagte er wieder: ich habe viel Geld verloren, viel Geld! Ganzer funfzig Reichsthaler. — Er hatte klein angefangen, der Mann; aber, wie gesagt, das ganze große Haus baute er auf, mit Hintergebäude und Waarenlager. — Nun, Herr Wills? Welche Redensart gefällt ihm nun besser?

Ei, das versteht sich, die letzte!

Aber, — so ganz war er mir doch nicht recht, der Herr Tomm. Denn er sagte auch: viel Geld! wenn er den Armen oder der Obrigkeit gab; und da hätt' er nur immer sprechen mögen, wie der Herr Grell, mein anderer Nachbar. — Ich, Herr Wills, der ich zwischen den beiden Redensarten mitten inne wohnte, ich habe mir beide gemerkt; und da sprech' ich nun, nach Zeit und Gelegenheit, bald wie der Herr Grell, und bald wie der Herr Tomm.

Nein, bei meiner Seele! Ich halt's mit Herrn Tomm. Das Haus und das Waarenlager gefällt mir.

Er wollte also? —

Viel Geld! viel Geld, lieber Herr Witt! Ganzer hundert Reichsthaler!

Sieht er, Herr Wills? Er wird schon werden. Das war ganz recht. — Wenn man von einem Freunde borgt, so muß man sprechen, wie der Herr Tomm; und wenn man einem Freunde aus der Noth hilft, so muß man sprechen, wie der Herr Grell.

Der Staar von Segringen.

Von

J. P. Hebel.

Selbst einem Staaren kann es nützlich sein, wenn er etwas gelernt hat, wie viel mehr einem Menschen. — In einem respektabeln Dorf, ich will sagen, in Segringen, es ist aber nicht dort geschehen, sondern hier im Land, und derjenige, dem es begegnet ist, liest es vielleicht in diesem Augenblick, nicht der Staar, aber der Mensch. In Segringen der Barbier hatte einen Staar, und der wohlbekannte Lehrjunge gab ihm Unterricht im Sprechen. Der Staar lernte nicht nur alle Wörter, die ihm sein Sprachmeister aufgab, sondern er ahmte zuletzt auch selber nach, was er von seinem Herrn hörte, zum Exempel: Ich bin der Barbier von Segringen. Sein Herr hatte sonst noch allerlei Redensarten an sich, die er bei jeder Gelegenheit wiederholte, zum Exempel: So so, la la; oder: par Compagnie, (das heißt soviel als: in Gesellschaft mit Andern); oder: wie Gott will; oder: du Dolpatsch. So titulirte er nämlich insgemein den Lehrjungen, wenn er das halbe Pflaster auf den Tisch strich, anstatt auf's Tuch, oder wenn er das Scheermesser am Rücken abzog, anstatt an der Schneide, oder wenn er ein Arzneiglas zerbrach. Alle diese Redensarten lernte nach und nach der Staar auch. Da nun täglich viel Leute im Haus waren, weil der Barbier auch Branntwein ausschenkte, so gab's manchmal viel zu lachen, wenn die Gäste mit einander ein Gespräch führten, und der Staar warf auch eins von seinen Wörtern drein, das sich dazu schickte, als wenn er den Verstand davon hätte, und manchmal, wenn ihm der Lehrjunge rief: Hansel, was machst du? antwortete er: du Dolpatsch! und alle Leute in der Nachbarschaft wußten von

dem Hansel so viel zu erzählen. Eines Tages aber, als ihm die beschnittenen Flügel wieder gewachsen waren, und das Fenster war offen, und das Wetter schön, da dachte der Staar: Ich hab' jetzt schon so viel gelernt, daß ich in der Welt kann fortkommen, und husch zum Fenster hinaus. Weg war er. Sein erster Flug ging in's Feld, wo er sich unter eine Gesellschaft mischte, und als sie aufflogen, flog er mit ihnen, denn er dachte: Sie wissen die Gelegenheit hier zu Land besser als ich. Aber sie flogen unglücklicher Weise alle miteinander in ein Garn. Der Staar sagte: Wie Gott will. Als der Vogelsteller kommt, und sieht, was er für einen großen Fang gethan hat, nimmt er einen Vogel nach dem andern behutsam heraus, dreht ihm den Hals um und wirft ihn auf den Boden. Als er aber die mörderischen Finger wieder nach einem Gefangenen ausstreckte, und denkt an nichts, schrie der Gefangene: „Ich bin der Barbier von Segringen;" als wenn er wüßte, was ihn retten muß. Der Vogelsteller erschrak anfänglich, als wenn es hier nicht mit rechten Dingen zuginge, nachher aber, als er sich erholt hatte, konnte er kaum vor Lachen zu Athem kommen; und als er sagte: Ei Hansel, hier hätte ich dich nicht gesucht, wie kommst du in meine Schlinge? Da antwortete der Hansel: „par Compagnie." Also brachte der Vogelsteller den Staar seinem Herrn wieder, und bekam ein gutes Fanggeld. Der Barbier aber erwarb sich damit einen guten Zuspruch, denn jeder wollte den merkwürdigen Hansel sehen, und wer jetzt noch weit und breit in der Gegend will zur Ader lassen, geht zum Barbier von Segringen.

Merke: So etwas passirt einem Staaren selten. Aber schon mancher junge Mensch, der auch lieber herumflankiren, als daheim bleiben wollte, ist ebenfalls par Compagnie in die Schlinge gerathen, und nimmer heraus gekommen.

Schicksale eines Schiffsjungen.

Von

F. Jacobs.

Im Spätsommer des Jahres 1799 besuchte mich mein alter Freund, Arnold Hill, mit dem ich in meiner Jugend einige Reisen gemacht, und viele frohe Tage gelebt habe. Seit fünf und zwanzig Jahren, wo er in England ansässig ist, hatte er einen Besuch versprochen, und ich hatte schon die Hoffnung aufgegeben, ihn wieder zu sehen, als er ganz unerwartet und ganz unangemeldet bei mir eintrat. Er wollte sich nur wenige Stunden bei mir aufhalten, und blieb drei Tage. Es war eine frohe Zeit, ein Fest der Freundschaft und Wiedererinnerung! Wir lebten unser früheres Leben noch einmal zusammen durch; lachten und weinten, wie es sich eben traf, und schieden endlich mit erneuter Liebe, aber als Leute von einander, die sich in diesem Leben nie, jenseit des Grabes aber gewiß wiedersehn werden.

Mein Freund hatte einen Diener bei sich, dessen offnes Gesicht mir überaus wohl gefiel, so wie ich auch an der geräuschlosen Aufmerksamkeit meine Freude hatte, mit der er seinen Herrn zu bedienen pflegte. Ich äußerte das gegen Arnold. Der Bursche, sagte er, ist das Vermächtniß meines alten Freundes Benjamin Winslow, der ihn aus einem Diebe zu einem so wackern Menschen gemacht hat, daß ich ihn fast mehr wie einen Freund ansehn kann. Es ist zu seiner Zeit in den Tagblättern von seiner Geschichte die Rede gewesen, und mein guter Patrik, setzte er lächelnd hinzu, ist gewissermaßen ein öffentlicher Charakter, wessen er doch herzlich gern überhoben gewesen wäre.

Die Sache war diese. Vor zehn Jahren etwa wurde ein Schiffsjunge vor das Gericht der Old Bailey gestellt. Er hatte aus einem Hause, in das er sich eingeschlichen, eine Jacke entwendet, hatte sie in einem benachbarten Trödelkram für ein geringes Geld ausgeboten, und wurde hier noch während des Handels von dem Beraubten ergriffen und zu dem Richter geführt. Der Knabe läugnete das Verbrechen nicht, führte aber zu seiner Entschuldigung an, daß ihn der Hunger dazu verleitet habe. Sein trübseliges Ansehn gab dieser Entschuldigung Glauben. Der Richter fragte ihn, ob er an dem Tage noch nichts gegessen habe. Weder heute noch gestern, antwortete der Knabe mit einem Strome von Thränen. Das rührte nun alle Anwesenden, und keiner war, der nicht dem Knaben etwas schenkte; der Oberrichter aber befahl, ihm, ehe das Verhör fortgesetzt würde, etwas zur Stärkung zu reichen. Nachdem dieses geschehen war, erzählte er, er heiße Patrik Macdonald, sei aus Konnectikut, und habe, nachdem er seine Eltern verloren, sich auf ein Schiff verdungen, das ihn nach London gebracht habe. Die ungeheure Stadt und alle die schönen Dinge, die darin zu sehen wären, hätten ihn so beschäftigt, daß er ganze Tage umhergelaufen sei, um Alles in Augenschein zu nehmen. So sei es ihm denn geschehn, daß er irre gegangen, und von der Nacht überfallen, den Rückweg nach dem Schiffe nicht habe finden können. Die Nacht über habe er sich an eine Kirchthür gedrückt, aber wenig geschlafen, und als er bei Tagesanbruch wieder an den Strand gekommen, habe er zu seinem größten Schrecken gehört, daß das Schiff ohne ihn abgereist sei. Da sei er denn nun wieder in der Stadt umhergeirrt, und weil er kein Geld gehabt, habe er den ganzen Tag und die ganze Nacht gehungert. Denselben Morgen hätte er es endlich gewagt, einige Vorübergehende um ein Almosen anzusprechen; sie hätten aber entweder gar nicht auf ihn gehört, oder hätten

ihn gescholten, daß er als ein junger und starker Bube sich auf das Betteln lege. Darüber sei der Mittag herangekommen, und sein Hunger sei immer wüthender geworden, und er habe doch nicht mehr das Herz gehabt, um ein Almosen zu bitten. Da sei er denn in ein Haus getreten, dessen Thür offen gestanden, und habe eine halbe Stunde auf dem Hausflur gewartet, in der Hoffnung, es werde Jemand kommen, den er um einen Bissen Brot ansprechen könnte. Es sei aber Niemand gekommen. Unglücklicherweise habe in der Ecke eine Jacke gelegen. Diese habe er in der Angst ergriffen, und sei damit fortgelaufen, und das wäre eben die Ursache seines Unglücks geworden.

Der Knabe hatte diese Geschichte mit so großer Offenherzigkeit erzählt, und seine Reue über die unbesonnene That war so sichtbar, daß der Kläger sein Wort gern zurück gehabt, und dem armen Schelme sein Wamms gern gelassen hätte, wär' es nur nach den Gesetzen angegangen. Die Geschwornen aber, denen allen weich um das Herz geworden war, legten dem Oberrichter die Frage vor: Ob nicht der Hunger und die Noth den Diebstahl entschuldige? — Der Oberrichter antwortete als ein gerechter Mann, daß, wenn er als Privatmann und nach seinem Herzen zu sprechen hätte, er keinen Augenblick Bedenken tragen würde, in die Meinung der Geschwornen einzustimmen; als Richter aber sei er dem Gesetze verantwortlich, und das Gesetz kenne keine Noth, die ein Recht zu Verbrechen gäbe. Dieses möchten auch die Geschwornen erwägen, und nach ihrem Eid und Gewissen sprechen. — Dieser Erklärung zu Folge sprachen sie Schuldig aus.

Jetzt würde nun, fuhr mein Freund in seiner Erzählung fort, der arme Patrik aufgehängt oder in ein Gefängniß zu Dieben und Gaunern eingesperrt worden sein, wo er wahrscheinlich in kurzem gelernt hätte, das, was er Einmal aus Noth gethan, zu einem Mittel des Erwerbs zu machen. Aber

der Oberrichter, ein eben so milder als gerechter Mann, erklärte, nachdem er die Strafe ausgesprochen, daß, wenn sich ein angesessener Mann fände, der für den Knaben Sorge tragen und Bürgschaft für ihn leisten wollte, ihm die Strafe erlassen werden könne. Benjamin Winslow war einer der Anwesenden. Das Unglück des Knaben, der jetzt zitternd sein Schicksal erwartete, war ihm an das Herz gegangen, und er wendete sich mit der Frage an ihn: Wenn ich für dich gut sagte, Patrik, würdest du mir ehrlich dienen? — Da fiel der Knabe auf seine Knie, hielt beide Hände empor und rief mit heißen Thränen: O gütiger Herr, bis an meinen Tod, treu und ehrlich.

Seit jenem Tage hatte Patrik meinem Freunde gedient, und dieser hat nie einen treuern, aufmerksameren und verständigeren Diener gehabt. Vor drei Jahren erkrankte Winslow. Ich besuchte ihn täglich, und sah, mit welcher ängstlichen Aufmerksamkeit sein Diener jede Miene des Kranken beobachtete, und jedem seiner Wünsche zuvorkam. Nie ging ich weg, ohne daß er mich bis an die Hausthür begleitete, mir seine Besorgnisse mittheilte, und mich um baldige Wiederholung meines Besuches bat. „Es ist ein Trost für meinen armen kranken Herrn," sagte er dann. „Ich seh' es an seinen Augen, wie es ihn im Innern freut, und ich fürchte, daß er nicht viel Freude mehr auf Erden haben wird." Und so war es auch. Als ich ihn zum letzten Male besuchte, faßte er mich bei der Hand, und sagte mit schwacher Stimme: Nehmen Sie meinen Patrik in Ihren Dienst. Er verdient einen guten Herrn. — Ich versprach es, und nie hat mich dieses Versprechen gereut. Sein erster Herr hat ihm Etwas vermacht, womit er einen kleinen Handel anfangen könnte — die Kenntnisse hat er dazu — aber er will nicht. Sein einziger

Ehrgeiz ist, mir zu dienen; und auch dies ist größtentheils die Folge seiner Liebe und Dankbarkeit gegen seinen Retter, dessen Andenken er jährlich an dem Tage seiner eignen Rettung und an dem Todestage seines Herrn ganz in der Stille durch wohlthätige Handlungen feiert. Sein Capital habe ich in meinen Handel genommen, und lasse es für ihn arbeiten; und wenn ich noch einige Jahre lebe, wird es, wie ich hoffe, hinlänglich angewachsen sein, um ihm nach meinem Tode ein unabhängiges Loos zu sichern.

Die armen Alten.

Von

G. W. C. Starke.

Lieblich tönte aus der Ferne der Glockenhall von manchem ländlichen Thurme; eben war das Nachmittagsgeläut des nahen Dörfchens verhallt, und herzrührend hob der Gesang der versammelten Gemeine an, als der alte Müller mit nassen Augen am Fenster seines Hüttchens sorgte. Einsam stand sein Haus, gleichsam verloren von den Gehöften der Landleute, vor dem Dorfe, wie ein einzelner Halm vor dem Acker am harten Wege.

Mit herzlichem Kummer, aber ohne eine Regung von Neid, hatte der Greis mit seinem betagten Weibe wohlgekleidete Männer und Frauen aus nachbarlichen Oertern zur Kirche vorbeiwandeln gesehen, und sich bei ihrem Anblicke in demüthigende Erinnerungen an die gewesenen guten Tage vertieft. Müllern hätte jetzt Niemand wieder erkannt, wer vor zehn Jahren mit ihm umging. Damals glühte täglich sein Herd, dampften volle Schüsseln auf seinem Tische, waren die Kasten mit Kleidern gefüllt; damals reichte er dem bittenden Dürftigen ein großes Stück Brot an der Thür, und seine Gattin gab der nackten Armuth manches noch nicht vertragene Hemd.

Wer mag deine Fügungen, die Absichten deiner erziehenden Weisheit durchschauen, himmlischer Vater? Wie war Alles anders geworden! In einem Kriege, der allenthalben durch erhöhete Abgaben aussog, hatten die Großen der Erde seine kleinen Güter mit verbraucht, er war in Schulden versunken, und nach der Wiederkehr des Friedens hatte eine Feuersbrunst,

die bei einem Nachbar ausbrach, alle Ueberbleibsel seines Wohlstandes verzehrt. Ein reicher Mann hatte mit der Bebauung seiner Brandstätte seine Schulden übernommen, und ein Freund ihm einen Stab gegeben, von welchem gestützt er an der Hand seines Weibes vor sechs Jahren als ein neuer Siedler in die Hütte wanderte, in welcher man ihn, wie es manchem Anbauer ging, mehr erwarten als finden ließ. Die armen Alten brachten außer dem, womit ein Paar wohlthätige Menschen ihre Hände gefüllt hatten, nichts mit unter ihr Strohdach, als erschöpfte Glieder, die es ihnen wehrten, in den umliegenden Ortschaften als Bettler zu sammeln. Sie wären verhungert, hätten nicht die Begüterten des Dorfs, ohne daß sie etwas forderten, sie von Zeit zu Zeit mit Lebensmitteln versorgt.

Aber gerade jetzt fehlte es ihnen, wie noch nie, an Allem, darum weinten sie auch heute herzlicher, als jemals. Als sie das Läuten zur Sonntagsandacht hörten, als sie Einige dazu hingehen sahen, jammerten sie laut, daß sie nicht in der Kirche sein konnten, weil sie keine saubern Kleider hatten. Das Haupt der Frau ruhte in den Händen, welche auf die Kniee sich stützten; in der vorgehaltenen Schürze barg sie ihr Schluchzen, und der Greis stand sinnend am Fenster.

Er starrte ein Weilchen in's Feld hinaus, dann hob sich sein Blick schmachtend gen Himmel, dann senkte sein Kopf sich vorwärts, daß sein silberweißes Haar in das blasse Gesicht wallte und auf seinen naßgeweinten Wangen sich netzte; ein langer Seufzer drängte sich aus seiner Brust, und seine bebende Hand blätterte in einem geliehenen Gesangbuche nach einem Liede, in welchem, wie er sich erinnerte, es hieß, daß Gott die Vögel unter dem Himmel speise, und die Haare auf unserm Haupte zähle, als ein gutgekleideter junger Mann auf dem allmählig zu einem kleinen Hügel anschwellenden Rasen vor seinem Hause sich zu einer kurzen Ruhe niederließ. Der Jüngling öffnete seine

Reisetasche, zog etwas Zeug, und dann einige Papiere hervor, fügte jenes dichter in einander, übersah diese, faltete sie zusammen, barg sie wieder, blickte vorwärts, warf seine Tasche auf den Rücken, bog um den Hügel, und ging dann auf der Landstraße fort.

Man weiß, wie Unglückliche, die, ohne Kraft sich zu helfen, ganz ihrem Kummer hingegeben, sich nur leidend verhalten, jedem Eindrucke folgen; wie sie einen Gegenstand nach dem andern beachten, als könne er ihren Harm zerstreuen; wie sie, was ihnen vorfällt, in den Händen herumdrehen mit der flüchtigen Erwartung, ihre Noth darüber zu vergessen, und bald hiehin, bald dahin schleichen, als werde ihnen am andern Orte anders zu Sinne werden. So ging es jetzt Müllern. Ein dunkler Gedanke vom stärkenden Anhauche der frischen Luft, und wo ein Anderer ruhete, werde er Ruhe finden, trieb ihn zu dem Rasen. Und siehe, auf der Seite des Rasens, die sich vom Wege abwärts senkte, schimmert ihm etwas Weißes entgegen. Er hebt es auf, es däucht ihm schwer, er entwickelt das Papier, und — wie erstaunt er! — zwei große Goldstücke blitzen ihm in die Augen.

Mutter, Mutter! rief er hastig, komm' einmal heraus, Mutter, fuhr er fort, als sie nun vor ihm stand, schau', was ein Wanderer jetzt eben hier verloren hat. Kennst du so etwas noch?

Die Frau. Guter Himmel! — Siehst du, Vater, Gott verläßt uns nicht! Wenn die Noth am größten ist, dann hilft er. Mich hungerte recht, ich wollte nur nichts sagen, und dich gewiß auch, und sieh' nur deinen Rock. — Aber hier ist mehr als genug zu einem neuen, und für mich zu einem Mieder, dann können wir in die Kirche gehen. Gott hilft!

Müller. Er hilft, Mutter, ja, er hilft, aber nicht durch dieses Geld. Ich sage dir ja, es gehört einem Wanderer. Er muß noch dicht dort hinter dem Busche sein.

Die Frau. O! der braucht's vielleicht nicht.

Müller. Freilich wohl! (er besinnt sich). Aber, Mutter, es gehört ihm.

Die Frau. Er achtet's gewiß nicht, sonst wär' er vorsichtiger damit gewesen; weiß nicht, wo er es verloren hat.

Müller. Mutter, aber Gott weiß es. Fasse dich, und lass' dich durch das Gold nicht blenden.

Die Frau. Aber, Vater! unsre Noth, — unsre große Noth!

Müller. Ja wohl, — Meinst du? (besinnt sich wieder) Nein, nein! — Siehe nur, wie schön das Getreide steht, vor uns des Richters Weizen, da des Schulzen Gerste, dort des Pfarrers Rogen; sie können's wahrlich nicht allein verzehren, sie werden uns davon bedenken. Und sieh' nur, hier wehet der Wind schon über die Stoppeln, und treibt mir die Wolle von den dürren Distelköpfen in's Gesicht, der Herbst ist nahe, und dieser Herbst könnte uns wohl mitnehmen von der Welt. Bald geht der Wind über unser Grab, und so dicht am Grabe sollten wir etwas veruntreuen? Mir wird bange, Mutter, mir wird sehr bange. Weg, weg mit dem Golde! Ist's mir doch, als wär' ich schon todt, und als stände ich vor dem Weltenrichter, und er sagte zu mir: Du trugst deine weißen Haare mit Ehren, und um ein Paar Goldstücke hast du dein graues Haupt geschändet, schäme dich!

Die Frau. Herr Jesus Christus, wir wollen lieber verhungern. Du hast Recht, Vater, das ist das Gewissen. Du machst mir angst und bange, ich friere und bebe, als hätte ich schon gestohlen; lauf', lauf', daß du des Goldes los wirst, was deine alten Füße können, ich will dir deinen Stock bringen; — Herr Gott, wenn du den Wanderer nur wieder einholst!

Zitternd eilte die Frau in das Haus, und zitternd und ungeduldig schritt der Greis bald vorwärts, bald rückwärts,

und raffte sich ängstlich nach dem Wege hin. Wohl denen, welche zittern und streben, um Unrecht zu verhüten! — Da, Vater, sagte die Greisin, und reichte ihm den Stab, und nun so schnell, als du kannst! Der Wanderer ist den Weg um den Busch gegangen, sagtest du; die Landstraße krümmt sich da gar sehr; wenn du hier den Fußsteig durch des Richters Hafer gehst, so kommst du so viel näher, als er, so mußt du ihn noch am Ende des Busches treffen; eile, eile! Gott im Himmel, wenn du ihn nur triffst!

Sie rief ihm das nach, denn schon war er auf dem Fußsteige. — Vorwärts gebeugt strengte sein wankender Leib sich an; so hastig, als jetzt, hatten seine Füße nicht gearbeitet, seitdem sein Haus abbrannte; sein schneeweißes Haar schwamm in der Luft, und der Wind bewegte die zerrissenen Stellen seines Gewandes. Wenn er ihn nur trifft, dachte die Frau, und wandte sich erst nach der Hütte, und dann wieder nach dem Gatten, und ihr däuchte, er gehe zu langsam, und sie folgte beklommen ihm nach, und erreichte ihn, und faßte seinen Arm. Ich bin doch noch etwas rüstiger, als du, sagte sie, ich kann dich stützen, halte dich nur an mich. Arm in Arm keuchten nun die Alten geschwinder, als zuvor, des Weges weiter, und wäre Jemand Zeuge des Auftritts gewesen, so hätte er eine Thräne aus den Augen wischen, und seine Hände falten und denken müssen: Dank dir, Gott, daß du deinem Menschen Kraft gabst, auf der Höhe sittlicher Würde so fest zu stehen, daß ihn der Glanz des Goldes nicht niederziehen, der Drang des Hungers ihn nicht herabstoßen kann!

Bald hatten die Gatten den Fußsteig zurückgelegt, bald standen sie am Ende des Busches, und sahen mit Freuden, daß sie dem Jünglinge so weit zuvorgekommen waren, daß er sich ihnen erst näherte, als sie schon wieder Athem und etwas Kraft geschöpft hatten.

Mein Herr, sagte der Greis, hier sind zwei Goldstücke, die sie dort auf dem Rasen vor der letzten Hütte des Dorfs aus Ihrer Reisetasche zogen.

Verwundert sah der Jüngling die Alten an, und innig und achtungsvoll ruhten seine Augen auf ihren mitleiderweckenden Kleidern. Ihr scheint arm zu sein, begann er nach einigem Nachsinnen.

Müller. Sehr arm, mein Herr.

Die Frau. Aber wir möchten gern ehrlich bleiben: da haben sie Ihr Geld.

Der Jüngling (bedenkt sich eine Weile mit allen Zeichen der Unentschlossenheit im Gesicht, und nimmt es). Ich nehme es wieder, weil ich's da, wohin ich will, gebrauchen könnte. Für heute will ich euch geben, was ich jetzt erübrigen kann, und bald komme ich zurück, dann sollt ihr sehen, daß es Menschen giebt, welche die redliche Dürftigkeit schätzen. Hört, gute Leute, wo ich die Goldstücke, deren ihr vielmal werth seid, nöthig haben möchte. Zwölf Jahre sind es nun, daß ich meine Eltern als ein junger Handwerker verließ, und nur ein Jahr weniger ist's, daß ich nichts mehr von ihnen gehört habe.

Müller. Mutter, hörst du? — —

Der Jüngling. Damals ließ ich mich bereden, ein paar Seereisen mitzumachen. Auf mehrere Briefe habe ich keine Antwort gesehen, vielleicht, weil meine Eltern sie nicht empfingen. Zuletzt lebte ich einige Jahre in Batavia. Der himmlische Vater hat mich reichlich gesegnet. Vor sechs Wochen bin ich in Hamburg wieder angekommen. Die Tochter des Meisters, bei welchem ich ein Jahr gearbeitet hatte, war indeß aus einem zarten Kinde eine blühend schöne und recht gute Jungfrau geworden. Der Vater kannte mich; ich habe zu leben; die Tochter gewann mich lieb, und in zwei Monaten wird sie mein Weib. Zum Glücke fehlt

mir nun nichts, als daß ich weiß, wie's meinem Vater und meiner Mutter geht.

Die Frau. Vater! — —

Der Jüngling. Auf einen Brief von Hamburg habe ich wieder keine Nachricht erhalten, darum bin ich auf dem Wege, meine liebe Heimath zum letzten Male zu grüßen, und Gott gebe, daß ich meine Eltern noch treffe, und daß sie sich entschließen, mit mir zu ziehen, und mit mir zu theilen, was Gott mir beschert hat. Auf der Rückreise komme ich wieder hier durch, und — —

Müller (der seine Gattin schon mehrmals bedeutend angesehen und ihr zugewinkt hat). Mutter, kommt's dir denn auch so vor? — (Zu dem Fremden). Und wenn man fragen darf, mein Herr, wie weit ist's noch zu ihrer Heimath?

Der Jüngling. Vier Meilen, hat man mir dort im Dorfe gesagt, sei's noch, bis Brockstädt.

Die Alten (mit ausgebreiteten Armen.) Ach, Brockstädt, Brockstädt!

Der Jüngling. Gott, was ist euch? Solltet ihr da bekannt sein? Mein Vater heißt Müller.

Die Alten (von beiden Seiten taumelnd um seinen Hals stürzend). Ach, Wilhelm, mein Sohn, mein wiedergefundener Wilhelm!

Mehr vermochten sie nicht. Der Jüngling sank, wie berauscht, von einer Brust an die andere, und auf lange erlag die Rede der Entzückten unter der Gewalt ihrer seligen Gefühle. Den Wanderer überzeugten mehr die zutreffenden und innigen Antworten auf einige Fragen, als die durch den Kummer gänzlich geänderten Gesichtszüge, und die Töne der durch das Alter geschwächten Stimmen, daß er in den Armen seiner Eltern hange. Mein Vater! meine Mutter! stammelte er, stürzte auf seine Kniee, heftete den Blick gen Himmel, rang die Hände

empor, und betete mit zitternden Lippen: O Gott, wie gut machst du's mit mir, Gott sei gelobt!

Müller. Mutter, falle auf die Kniee. Wir sind ja wohl im Paradiese und sehen da unsern Sohn wieder? Auf Erden hoffte ich solche Seligkeit nicht mehr.

Die Frau. Ich kann's auch gar noch nicht glauben. — Wenn es Wilhelm nicht wäre! So groß, und so stark, und so schön war Wilhelm nicht; und doch ist er's. — O mein Wilhelm! —

Der Jüngling. Ich war kaum achtzehn Jahre alt, als ich euch verließ, und habe mich in der Fremde geändert. Ach, meine Mutter! ach, mein Vater!

Müller. Mutter, Wilhelm, danket, preiset! mir ist, als wären wir im Paradiese.

Der Jüngling. Wir sind's. Wer fromm und redlich ist, wie ihr, der ist im Paradiese.

Das fröhliche Mahl.

Von

F. Jacobs.

Ein fröhliches Mahl mit Freunden genossen, ist überall eine gute Sache, an der ein rechtschaffener Mann immer gern Theil nehmen wird; doch giebt es wenige Mahlzeiten, bei denen ich lieber möchte gewesen sein, als bei der, die Herr Hampden, ein Edelmann in England, im Jahre 1789, wenn ich nicht irre, an die Armen seines Kirchspiels gegeben hat, und von der mir auch mein alter Freund Arnold Hill berichtete, dem sie selbst von einem Augenzeugen beschrieben worden war.

Es war eben eine theure Zeit, und mancher Hausvater, dem es schon vorher sauer genug geworden war, die hungrigen Raben um seinen Tisch her satt zu machen, legte sich jetzt mit Sorgen zu Bett, und stand mit Kummer wieder auf, wenn er das letzte Stück Brot verschnitten hatte, und aus seinem Beutel, wie er ihn auch schütteln mochte, kein Kreuzer mehr fiel. Damals war nun in Buckinghamshire, wo es auch mehr arme als reiche Leute gab, ein Pachter, dem der Himmel für den Fleiß, womit er sein Land bestellt, eine ergiebige Weizenernte bescheert hatte; mit der fuhr er auf den nächsten Markt, wo gerade große Nachfrage war, und setzte seinen Vorrath zu ungewöhnlich hohem Preise ab. Ein Anderer hätte nun vielleicht sein Geld in eine Bank getragen und es auf Zinsen gelegt, und hätte für Frau und Töchter modischen Staat eingekauft, um am Sonntage in der Kirche die Bewunderung und den Neid der Nachbarn zu erregen; aber Martin — dies war der Name des Pachters — that weder das Eine noch das Andere, sondern nahm sein Geld mit nach Hause, und bedachte sich unterwegs, wie er es am Besten benutzen könnte. Er war sonst arm

gewesen, und hatte es auch jetzt noch nicht übrig; aber täglich dachte er an seine ehemaligen Vorsätze, und wie er sonst immer gesagt habe: Wenn ich nur reich wäre, so sollten's die Armen besser haben! — Da er nun jetzt mit vollem Beutel nach Hause kam, rief er seine Frau und schüttete das Geld vor ihr auf den Tisch aus und sagte scherzend: „Sieh', Rahel, dafür können wir uns was zu Gute thun. Was meinst du, Mutter, was wohl des Menschen Herz am meisten erfreut? Gutes Ale ist ein schweres Getränk und macht schläfrig; Claret steigt unser einem zu Kopf — und ich möchte etwas haben was mich recht innig froh machte." — „Ach, Martin," antwortete die Frau, „das soll sich schon finden. Aber mir ist den ganzen Tag das Herz schwer gewesen, und wenn ich mir auch etwas zu Gute thun wollte, ich glaube nicht, daß es anschlüge." — Und da der Mann fragte, was sie denn habe, fuhr sie fort: „Du warst heut Morgen noch gar nicht lange weg, da kam Jenny unten von der Wiese weinend und wehklagend, und sagte, ihr Vater wolle sterben, und ich möchte ihm doch um Gottes Willen zu Hülfe kommen, und ihr etwas Stärkendes für ihn geben. Ich konnte nun wohl denken, wie es stand, und nahm, was ich eben im Hause hatte, und etwas von dem Branntwein, und lief hinunter in die Hütte. Ach, lieber Gott, das war ein Jammer! Der Mann lag auf dem Bischen Stroh, blaß und matt; das arme Weib kniete neben ihm, und weinte und schluchzte; die Kinder standen herum, halb nackt, und wie der leibhafte Hunger — und im ganzen Hause war kein Bissen Brot. Ach, Martin, und das ist nicht das einzige Haus, wo solche Noth ist. — Ich weiß nicht, aber mir ist, als dürft' ich mit gutem Gewissen gar nicht daran denken, mir eine frohe Stunde zu machen, so lange um uns her so vieles Elend ist." —

Martin ließ seine Frau ausreden, und hatte während der Zeit vor sich hin gesehn. Jetzt sprang er auf, faßte sie beim

Kopf, und herzte und küßte sie. „So mein' ich's ja auch, Mutter," sagte er. „Ein frohes Herz will ich haben, und wenn man Andern etwas Gutes thut, das macht das Herz fröhlicher als Wein und Bier. Jetzt laß sehn, was uns der Himmel bescheert hat." — Und nun zählte er von seinem Gelde erst den Pachtzins für den Edelmann ab, dann, was er sonst noch schuldig war, und endlich, was er noch bis zur nächsten Ernte zu nothwendigen Ausgaben brauchte. Da nun noch ein feines Sümmchen übrig blieb, sagte er: „Jetzt, Mutter, zähle die Armen des Kirchspiels zusammen, und heize den Backofen, und backe für jeden Kopf zwei große Brote, und für jedes Kind ein kleineres, und schicke dann die Brote umher, und thu' zu jedem Brote einen Krug Bier und zwei Gulden Silber; und wenn dann die Leute einen guten Tag haben, und ihr Tischgebet ohne Thränen sprechen, so wird es uns, denk' ich, auch gut zu Muthe sein, ohne daß wir etwas Anderes auf den Tisch setzen, als die gewöhnliche Hausmannskost."

Da nun die Frau ihren Mann so sprechen hörte, wurde ihr das Herz wieder ganz leicht, und sie sagte zu Allem Ja, und schüttete Mehl in den Backtrog, und buk den ganzen Tag und die ganze Nacht, und als alle Brote fertig waren, bekam Jedes, was ihm zugedacht war. Und an dem Tage war Niemand im ganzen Kirchspiel, der sich nicht satt gegessen hätte, und Mancher, der seit einem Monate kein Bier gekostet hatte, labte sich jetzt, und dankte mit Herz und Mund dem guten Pachter und seiner Frau. Diese beiden aber hatten an dem Tage nichts Besseres als gewöhnlich auf dem Tische; aber in der Brust das Bewußtsein einer guten That und ein fröhliches Herz.

Das war denn nun so weit recht gut; aber das Beste kömmt noch nach. Denn wie, nach dem Sprüchwort, ein Glück selten allein kömmt, so haben auch gute Werke eine besondere Kraft, sich zu vervielfältigen. Da nämlich dem Edelmanne zu Ohren

kam, auf welche Weise sein Pachter, der doch kein reicher Mann war, es angefangen habe, sich einen guten Tag zu machen, gefiel ihm das ganz ausnehmend, und er dachte, das könne er wohl auch thun. Er setzte also einen Tag an, wo alle Armen des Kirchspiels auf das Schloß eingeladen wurden, und war in dem Saale eine lange Tafel gedeckt für die armen Leute, und eine kleinere für ihn und die Seinigen. Und an diese kleinere Tafel setzte er auch den Pachter Martin und seine Frau, und setzte sie zu oberst, was in England etwas sagen will bei einem Edelmanne. Er sagte aber, so brave Leute achte er wie seine Verwandten und Freunde, und er sei des Glaubens, daß das Herz bessere Edelleute mache, als der Stammbaum. Wie nun der Tisch angefüllt war mit den Söhnen und Töchtern der Armuth, sprach erst der Kaplan ein Tischgebet, wobei Alle aufstanden und andächtig mitbeteten; dann wurden Puddings aufgesetzt, was dort zu Lande die beste Schüssel ist, und große Rindsbraten, und für Jeden ein Krug gutes Bier. Wo aber Eines krank war, und nicht zu dem Schmause hatte kommen können, dem wurde sein Essen in's Haus geschickt, und mehr, als er an dem Tage verzehren konnte. So aßen und tranken die Armen des Kirchspiels sich wieder satt, und Manchem war es in seinem Leben nicht so gut gegangen, wie am selben Tag.

Jetzt glaubten sie nun, das Fest sei zu Ende, und wollten sich schon bei dem Wirthe bedanken; der aber sagte ihnen, sie sollten nur noch ein Weilchen verziehn, es käme noch Etwas. Und wirklich kamen vier Glückshäfen auf den Tisch; einer für die Männer, der andere für die Frauen, und zwei für die Kinder; und nachdem alle Gäste nach ihrem Geschlecht und Alter abgetheilt worden waren, griff einer nach dem andern in den Glückshafen und zog eine Nummer heraus; der eine 15, der andere 2, der dritte 17, und so fort, bis Jeder eine Nummer hatte. Und Jeder sah nun seine Nummer an, und dachte:

Was mag das geben? und alle sahen sich erwartungsvoll an. Da ging plötzlich eine Seitenthür auf, und die Diener brachten ein hölzernes Gestell herein, wo an vier Seiten allerlei Kleidungsstücke hingen; an der einen für die Männer, an der andern für die Frauen; dann für die Knaben und Mädchen, wie auf einem Jahrmarkte; und Alles war neu und tüchtig, wie die Bauern es brauchen mögen; und an jedem Stück war eine Nummer befestigt. Da hieß es nun: Jetzt suche Jedes die Nummer auf, die es in der Hand hat! — Die Männer waren darüber ganz verblüfft, und wollten erst nicht zugreifen; aber die Frauen hatten es schnell weg, und halfen dann ihren Männern und Kindern suchen; und es währte nicht lange, so war das Gestell abgeleert, und Jedes hatte das ihm beschiedene Theil auf dem Arm und freute sich daran; denn Jeder fand, daß ihm eben das zu Theil geworden, was er am nöthigsten brauchte. Viele waren freilich dabei, denen Alles nöthig war.

Wie es nun an ein Abschiednehmen ging, und sich die vergnügten Leute bei dem Herrn bedankten, der es so gut mit ihnen gemeint, gab er Jedem die Hand und schüttelte sie ihm, und bei dieser Gelegenheit schob er Jedem der Männer noch eine Pfund-Note in die Hand. Das war nun wieder ein neuer Jubel und ein neues Danken, und die guten Leute würden gar nicht fertig geworden sein, wenn sich Herr Hampden nicht schnell wegbegeben und ihrem Dank entzogen hätte. Da ihnen aber nun einmal das Herz voll war, und sie ihrer Dankbarkeit durchaus Genüge thun mußten, setzten sie den Pachter und seine Frau auf Stühle, hoben diese dann auf einen Leiterwagen und spannten sich vor, so daß das Ehepaar, es mochte sich sträuben, soviel es wollte, bis zu seinem Hause im Triumphe gezogen wurde. So einen Jubel hatte man lange nicht erlebt, und noch erzählen die Leute in Buckinghamshire ihren Kindern und Enkeln von dem wackern Martin und dem Schmause bei ihrem Edelmanne.

Deutsches Schauspiel zu Venedig.

Eine wahre Anekdote.

Von

A. G. Meißner

Alexander, Erbprinz von W., hatte den Einfall, den schon mancher deutsche Prinz gehabt, Italien zu durchreisen; ob aus Begierde sich umzusehn, oder gesehn zu werden; ob um die väterliche Schätze alda auszustreuen, oder neue Kenntniß einzusammeln, das weiß ich nicht, und er selbst wußt' es vielleicht eben so wenig. Genug! er reiste; und das einzige, was ihn vom größten Theil seiner Vorgänger auszeichnete, war die Gesellschaft eines der einsichtsvollsten Deutschen, des Kammerherrn von E—l.

Man erräth leicht, daß auch Venedig auf dieser Reise nicht unbesehn blieb; und diese prächtige in mancherlei Betracht einzige Stadt gefiel dem Prinzen sowohl, daß er weit über die bestimmte Zeit in ihr verweilte. Freigebigkeit und Sanftmuth machten ihn überall beliebt, sein Rang überall geehrt, und bald befand er sich mit dem vornehmsten Adel in einem gesellschaftlichen Zirkel, der von mancher Annehmlichkeit begleitet ward.

Nur etwas war kränkend für ihn! So oft er sich zu einem der ersten Nobili eingeladen sah, so oft ward auch das Fest durch ein kleines italienisches Schauspiel beschlossen, und in solchem dieser und jener deutschen Sitte gespottet. — Der Prinz, der freilich hier nichts zu gebieten hatte, ertrug eine solche Be-

gegnung unwillig, aber doch stillschweigend, und alle seine Begleiter, bis auf den einzigen Kammerherrn, folgten dem Beispiele.

Dieser hingegen, seiner innern Würde und der Erhabenheit seines Volks sich bewußt, betheuerte oft gegen seine Freunde, daß er diesen Schimpf zu rächen gedenke, und daß blos der Gedanke an die rachsüchtige Gemüthsart der Landesbewohner ihn bis jetzt von einem Anschlag, der schon zur Reife gediehen sei, zurückhalte.

Indeß nahte sich der Augenblick des Abschieds, und der Prinz lud noch den Tag vor der Abreise alle seine bisherigen Gesellschafter zu sich, um ihnen den Dank für ihre Gastfreiheit abzustatten. — Sie fanden sich zahlreich ein; der ganze Tag verfloß in Wohlleben; die Abendtafel war schon geendigt, und man wollte eben sich zum Spieltische lagern, als der Kammerherr von E. die ganze Gesellschaft auf's höflichste anredete.

„Sie hätten, sagt' er, so oft das Aug' und Ohr des Prinzen, seines Herrn, mit Schauspielen ergötzt, die nicht anders als gut ausfallen können, da sie italienisch gewesen wären. Zwar sei's ihm unmöglich mit gleich guter Münze Zahlung zu leisten; doch würd's ihm schmeicheln, wenn sie heut ein deutsches Stück, so gut es hier möglich zu machen gewesen wäre, auf einige Augenblicke ihrer Aufmerksamkeit würdigten."

Alle, selbst der Prinz, staunten. Zwar errieth dieser etwas von dem, was folgen könnte; aber wenigstens folgt' er, mit nicht minderer Neugier, seinem Kammerherrn nach, der die Gesellschaft in den Hof des Hauses herunter führte.

Ganz in dessen Vertiefung sahen sie eine Art von elender Bretterbude zusammengefügt, vor welcher rings umher Stühle standen. Man ließ sich höhnisch-lächelnd nieder; der Vorhang ging auf, und das spöttische Flüstern mehrte sich; denn der Schauplatz stellte eine ziemliche enge Straße vor, in welcher einige hin und wieder zerstreute Lampen das Düster der Nacht schier mehr zeigten, als erleuchteten.

Endlich erschien ein deutscher Reisender, einfach, doch gut gekleidet, mit einem Gurt umschnallt, in welchem zwei Pistolen steckten; er sah sich überall neugiervoll um, einem Manne gleich, der sich an einem fremden Ort befindet; auch bewies ein kleiner Monolog, daß dies wirklich sein Fall sei.

„Er komme, sagt' er, in tiefer Nacht hier zu Siena an, ungewiß, ob er noch irgendwo Einlaß finden würde. Müde von der weiten Reise verlang' er freilich nach Ruhe, doch wäre sie mehr zu wünschen als zu hoffen. Je nun! besser sei freilich besser; doch laß ein kleines Uebel sich leicht erdulden, zumal von einem Deutschen, — Denn was wäre wohl diesem Volk unerträglich!"

„Ha! geirrt! (straft' er sich selbst:) Zwar ertragen wir ziemlich viel; Hunger und Durst; Hitz' und Kälte; Gefährlichkeiten des Kriegs und der Reise; nur etwas nicht, was doch sonst die Wollust mancher weichlichen Völkerschaft ausmacht; — ein Leben ohne Beschäftigung! — Sei doch diese Nacht noch einmal so lang! drücke der Schlaf mein Auge noch einmal so schwer! Beschäftigung her! und ich wache gern. — — Aber hätt' ich denn gar keine? Ist hier nicht Licht? Hab' ich nicht ein Buch? Freilich ist der Ort nicht der bequemste; doch was thut das zur Sache!"

Sogleich zog er ein Buch aus der Tasche, trat unter die nächste Laterne und las. — Er hatte kaum angefangen, so zog ein andres aus einem Quergäßchen hervorschleichendes Wesen die Aufmerksamkeit der Zuschauer auf sich. Es war eine lange, weiße, gleichsam schwebende Figur, die den Deutschen sorgfältig von allen Seiten betrachtete, noch sorgfältiger von ihm gesehn zu werden vermied, sich endlich, da sie sein emsiges Lesen wahrnahm, so nah als möglich zu ihm wagte, über seine Achsel mit in's Buch schaute, und ihr Erstaunen über solches durch Mienen deutlich an den Tag legte.

Der Deutsche hingegen fand bald, daß Lesen eine Beschäftigung sei, die unter freiem Himmel, in so schwüler Nacht, und nach so weiter Reise nur noch mehr ermüde; seine Augen wurden immer schlaftrunkner, und er steckte mißvergnügt sein Buch wieder ein.

„Ist es denn aber wirklich so spät, daß niemand mehr zu ermuntern seyn sollte?“ brach er etwas ungeduldig aus, zog seine Repetiruhr hervor, ließ sie schlagen, und es schlug zwölf Uhr.

Mit jedem Schlage wuchs das Erstaunen des dahinter stehenden Geschöpfs, und in seinen Blicken sprach die dringendste Neubegier.

„Zwölf Uhr erst? murmelte der Deutsche: das ist ja noch so spät eben nicht in einem Lande, wo man nur allzugern die Nacht zum Tage macht. — Vielleicht erweck' ich noch irgendwo eine mitleidige oder eigennützige Seele!“ Er schlug an alle Hausthüren; aber vergebens!

„Nun dann! rief er zornig: Weckt Klopfen euch nicht, vielleicht thut's dies;“ — Hier zog er eine Pistole heraus, und drückte sie ab. Die Todtenstille der Nacht verstärkte den Schall; das arme weiße Ding bebte zurück, und sein lauter Schrei machte, daß der Reisende sich umsah.

Zwar zeigte seine erste Miene, daß eine Figur, wie diese da, ihm kein ganz alltäglicher Anblick sei; doch faßt' er sich bald, winkt' ihr näher zu kommen und fragte: Wer sie wäre?

„Laß das jetzt noch! erwiederte sie, und nahte sich: du sollst es bald hören; genug, wenn ich dir nichts zu thun verspreche.“

„Und wer befürchtet das? antwortete der Deutsche lächelnd. Dein erschrockner Ausruf hat deine Zaghaftigkeit deutlich genug charakterisirt, und ich wette, du bist nicht weit von hier zu Hause.“

„Getroffen, wenn du von ehmals, und gefehlt, wenn du von jetzt sprichst! — Aber wofern du anders mit mir reden

und erfahren willst, wer ich sei, so beantworte zuvor mir einige Fragen."

Warum das nicht? Sag' an!

„Du lasest vorhin in einem Hefte voll so krauser, sonderbarer, kleiner sauberer Figuren, als ich noch niemals sie sah; Geschrieben konnte das doch nicht sein!"

Das war's auch nicht. — Du wirst doch Gedrucktes kennen?

„Gedrucktes? — Gedrucktes? — Nein! der Begriff ist mir ganz fremd. Sag' mir doch, wodurch unterscheidet es sich denn vom Geschriebenen?"

„Dadurch, daß hundertfunzig Menschen kaum die Hälfte von dem schreiben, was ein einziger in gleicher Zeit druckt; daß es netter, sich gleicher, und dauerhafter, als jenes, und doch am Preis wenigstens sechsmal wohlfeiler wird."

„Wichtige Vortheile! in der That sehr wichtige! rief das fragende Ding, und legte bedächtig den Spitzfinger seiner linken Hand über die gebogne Nase. — Eine Erfindung, durch welche Litteratur und Kunst an Mittheilbarkeit mächtig gewonnen haben müssen!"

Allerdings!

„Wodurch auch dem minder Bemittelten Erlernung nützlicher Wissenschaften leicht geworden, die Zahl der Bibliotheken sich gemehrt, und der Geist der Aufklärung selbst unterm Volk sich ausgebreitet haben muß! Und der Erfinder der nützlichen Sache — ich habe die möglichste Hochachtung für ihn — wer war er?"

Ein Landsmann von mir, ein Deutscher.

„Du ein Deutscher? Er dein Landmann? Fürwahr! er macht dir Ehre; er muß ein trefflicher Kopf gewesen seyn! Ich wollte viel darum schuldig sein, wär' er mein Mitbürger gewesen. — Doch hiermit ist freilich meine Neugier noch nicht gestillt. — Du hattest da auch ein andres Ding, das zum Erstaunen richtig die Stund' angab; was ist denn das?"

Was sonst, eine Taschenuhr!

„Taschenuhr? Hm! zu meiner Zeit kannte man nur Sonnen- Sand- und Wasseruhren; allzugroß, unbequem und kostbar waren sie noch überdies wandelbar und ungewiß. — Ich dächte, ein Ding so in der Tasche tragbar, und so zuverlässig in seiner Anzeige müßt' ein herrliches Hülfsmittel auf weiten Reisen abgeben; müßte manche Unbequemlichkeiten der Nacht und der Einsamkeit verringern, und dem Wanderer und Handelsmann gleich nützlich seyn."

„Allerdings! Es freut mich, daß du so schnell den Nutzen von Dingen erräthst, die dir zu meinem Erstaunen ganz fremd sind. — Wer bist du denn? Du sagtest vorhin: zu deiner Zeit; Was ist denn das für eine Zeit?"

„Ei was! Neugier steht einem Mann übel an! — Sag' mir lieber, wer erfand das?"

Auch ein Deutscher.

„Das brave Volk! es verdient mein Lob. — Wer sollte dies in euch blauäugigen Barbaren je gesucht haben! — Doch es sei! — Nur da ich einmal nachzuforschen begonnen, besinn' ich mich auf meinen alten Wahlspruch: Nie in halbem Wege wieder umzukehren. — Nur eine Frage beantworte mir daher noch, und mein Wort darauf, es soll die letzte seyn vorjetzt. Du hattest da auch ein drittes Ding, das den Donner und Blitz im Kleinen nachmachte, und der Himmel weiß, wie? sogar in jene Thür, trotz der weiten Entfernung, eingeschlagen hat; Wie nennt ihr denn das?"

Eine Pistole.

„Und seine Natur? Die Art, wie es so heftige Wirkungen hervorbringt?"

Der Deutsche, der einmal zur Sprache gekommen war, nahm hier das zweite Pistol hervor, wies ihm solches, drückt' es wie das erste ab, erklärte dessen Struktur, die Bestandtheile des Pulvers, seine Macht im Großen und Kleinen, und kurz — ver-

schaffte ihm, so viel sich's mit wenigen Worten thun ließ, einen hinlänglichen Begriff davon.

Das Erstaunen des forschenden Wesens stieg hier auf's höchste.

„Wie nützlich, rief er aus, dies Gewehr im Kriege sein muß! Wie dienlich zur Eroberung fester Städte! Wie schnell entscheidend in Schlachten! Welch furchtbares Uebergewicht gegen Schwerter und Pfeile, gegen Ballisten und Katapulten! — O, ich beschwöre dich: wer erfand das?"

Wer sonst als ein Deutscher!

Der Geist — denn was verschweigen wir länger, daß es ein Geist war? — bebte hier drei Schritt zurück.

„Immer Deutscher, und wieder Deutscher! Woher in aller Welt ist euch Barbaren diese Weisheit zu Theil worden? Wisse, so wie ich hier vor dir stehe, war ich einst, ohne Selbstruhm gesprochen, der Geist des Cicero, des weisesten Mannes seiner Zeit, des Vaters seines Vaterlandes, des Besiegers der Parther, des Beredtesten unter den Sterblichen, des — doch wer kennte mich nicht? Erlaube lieber, daß ich auch als Geist noch die Bescheidenheit beibehalte, die mich im Leben zierte. — Aber zu meiner Zeit waren, aufrichtig zu reden, deine Landsleute eines der dümmsten Völker, das je die Sonne beschienen: rauh, wild, ohne Städte, Ackerbau und Viehzucht, ganz den Wissenschaften und Künsten fremd, ewige Jäger, ewige Krieger, in Thierhäut' eingenäht und selbst beinah unbezähmbare Thiere. Doch allem Ansehn nach müßt ihr euch indeß trefflich geändert haben. — Wenn ich mir nun vollends meine damaligen Mitbürger denke, nach dem großen Vorsprunge, den sie vor euch hatten: im Krieg und Frieden unerreichbar, Redner, Dichter, Geschichtschreiber, Beherrscher der halben Welt, das erste Volk unter der Sonne. — O gewiß! sie müssen jetzt nah an die Gottheit grenzen! — Daß ich sie sehen könnte! Wenig Minuten noch, und das Dasein der ersten Stunde nöthigt mich wieder zur Unterwelt hinab.

von der ich vielleicht in den nächsten achtzehnhundert Jahren mich nun nicht entfernen, und in weiten Einöden nur mit mir selbst schwatzen darf, weil's dem Murrkopf Minos scheint, als hätt' ich hier oben ehemals dann und wann ein wenig zu viel gesprochen."

Der Deutsche lächelte: „So, sagt' er, wie ich bin, sind alle meine Landsleute, oder könnten's wenigstens sein. — Gefallen wir doch also dir, so wie wir zu euch kommen?"

Allerdings.

„Und du möchtest gern sehen, wie die deinigen, oder wenigstens ein großer Theil zu uns kömmt?"

O für mein Leben gern!

„Nun so wart' einige Augenblicke! Ich versteh ein bischen Magie. Dir zu gefallen, will ich sie nützen."

Er winkte, und sogleich erschien auf jeder Seite der Gasse ein Savoyard:

„Kauft Hecheln, kauft!" — „Schön Schattenspiel an der Wand! Schöne Margaritha! Wer schaut?" — so scholl's aus beider Munde.

„Sieh! fuhr der Deutsche fort: Sieh, Cicero, so kommen deine Nachkommen, die ehmaligen Beherscher der Welt, die ersten unter den Menschen, das Volk mit dem mächtigen Vorsprunge, so kommen sie größtentheils zu uns. — Gefallen sie dir?"

Der Geist verstummte. Denn eben schlug es ein Uhr, und er schien mit Unwillen von dannen zu fliehn.

Aber mit noch größerm standen die edlen Venetianer auf; beurlaubten sich mit kaltem Lächeln, und hätten vielleicht bald sich thätlich gerächt, wären nicht Prinz und Kammerherr schon des nächsten Tages verschwunden.

Das tugendhafte Weib.

Von

Moses Mendelssohn.

Einen solchen Schatz hatte Rabbi Meir, der große Lehrer, gefunden. Er saß am Sabbat in der Lehrschule, und unterwies das Volk. Unterdeß starben seine beiden Söhne, beide schön von Wuchs, und erleuchtet im Gesetz. Seine Hausfrau nahm sie, trug sie auf den Söller, legte sie auf ihr Ehebette, und breitete ein weißes Gewand über ihre Leichname. Abends kam Rabbi Meir nach Hause. — Wo sind meine Söhne, fragte er, daß ich ihnen den Segen gebe? — Sie sind in die Lehrschule gegangen, war ihre Antwort. — Ich habe mich umgesehen, erwiederte er, und bin sie nicht gewahr worden. — — Sie reichte ihm einen Becher; er lobte den Herrn zum Ausgange des Sabbats*), trank und fragte abermal: Wo sind meine Söhne, daß sie auch trinken vom Wein des Segens? — Sie werden nicht weit sein, sprach sie, und setzte ihm vor zu essen. Er war guter Dinge, und als er nach der Mahlzeit gedankt hatte, sprach sie: Rabbi, erlaube mir eine Frage! — So sprich nur, meine Liebe! antwortete er. — Vor wenig Tagen, sprach sie, gab mir Jemand Kleinodien in Verwahrung, und jetzt fordert er sie zurück. Soll ich sie ihm wiedergeben? — Dies

*) Eine Ceremonie der Juden beim Ein- und Ausgange eines Festtages, und vornehmlich des Sabbats.

sollte meine Frau nicht erst fragen, sprach Rabbi Meir. Wolltest du Anstand nehmen, einem Jeden das Seine wiederzugeben? — O nein! versetzte sie; aber auch wiedergeben wollte ich ohne dein Vorwissen nicht. — Bald darauf führte sie ihn auf den Söller, trat hin, und nahm das Gewand von den Leichnamen. — Ach meine Söhne! jammerte der Vater; meine Söhne . . . und meine Lehrer! Ich habe euch gezeugt, aber ihr habt mir die Augen erleuchtet im Gesetze. — Sie wendete sich hinweg und weinte. Endlich ergriff sie ihn bei der Hand und sprach: Rabbi, hast du mich nicht gelehrt, man müsse sich nicht weigern wiederzugeben, was uns zur Verwahrung vertraut ward? Siehe, der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen; der Name des Herrn sei gelobet! — Der Name des Herrn sei gelobet! stimmte Rabbi Meir mit ein. Wohl heißt es: „Wer ein tugendhaft Weib gefunden, hat einen größern Schatz, denn köstliche Perlen. Sie thut ihren Mund auf mit Weisheit, und auf ihrer Zunge ist holdselige Lehre."

Der afrikanische Rechtsspruch.

Von

Joh. Gottfr. von Herder.

Alexander aus Macedonien kam einst in eine entlegene goldreiche Provinz in Afrika; die Einwohner gingen ihm entgegen und brachten ihm Schalen dar, voll goldener Aepfel und Früchte. „Esset ihr diese Früchte bei euch?" sprach Alexander; „ich bin nicht gekommen, eure Reichthümer zu sehen, sondern von euren Sitten zu lernen." Da führten sie ihn auf den Markt, wo ihr König Gericht hielt.

Eben trat ein Bürger vor und sprach: „Ich kaufte, o König, von diesem Manne einen Sack voll Spreu und habe einen ansehnlichen Schatz in ihm gefunden. Die Spreu ist mein, aber nicht das Gold; und dieser Mann will es nicht wiedernehmen. Sprich es ihm zu, o König, denn es ist das Seine."

Und sein Gegner, auch ein Bürger des Ortes, anwortete: „Du fürchtest dich, etwas Unrechtes zu behalten, und ich sollte mich nicht fürchten, ein solches von dir zu nehmen? Ich habe dir den Sack verkauft, nebst allem, was darinnen ist; behalte das Deine. Sprich es ihm zu, o König."

Der König fragte den Ersten, ob er einen Sohn habe. Er antwortete: Ja. Er fragte den Anderen, ob er eine Tochter habe? und bekam Ja zur Antwort. „Wohlan, sprach der König, ihr seid Beide rechtschaffene Leute: verheirathet eure Kinder unter einander und gebet ihnen den gefundenen Schatz zur Hochzeitgabe: das ist meine Entscheidung."

Alexander erstaunte, als er diesen Ausspruch hörte. „Habe ich unrecht gerichtet, sprach der König des Landes, daß du also erstaunst?“

„Mit nichten, antwortete Alexander, aber in unserm Lande würde man anders richten.“ „Und wie denn?“ fragte der afrikanische König. „Beide Streitende, sprach Alexander, verlören ihre Häupter, und der Schatz käme in die Hände des Königs.“

Da schlug der König die Hände zusammen und sprach: „Scheint denn bei euch auch die Sonne? und läßt der Himmel noch auf euch regnen?“

Alexander antwortete: „Ja.“ — „So muß es, fuhr jener fort, der unschuldigen Thiere wegen sein, die in euerm Lande leben; denn über solche Menschen sollte keine Sonne scheinen, kein Himmel regnen.“

Abrahams Kindheit.

Von

Joh. Gottfr. von Herder.

In einer Höhle war Abraham erzogen, denn der Tyrann Nimrod stellte ihm nach dem Leben. Aber auch in der dunkeln Höhle war das Licht Gottes in ihm; er dachte nach und sprach zu sich: „Wer ist mein Schöpfer?“

Nach sechszehn Jahren trat er hinaus, und als er zum ersten Male Himmel und Erde sah, wie erstaunte er und freute sich! Er fragte alle Geschöpfe rings umher: „Wer ist euer Schöpfer?“

Auf ging die Sonne; er fiel nieder auf's Angesicht. „Das, sprach er, ist der Schöpfer, denn seine Gestalt ist schön!“ —

Die Sonne stieg hinauf und stieg hinab und ging am Abend unter. Da ging der Mond hinauf, und Abraham sprach zu sich: „Das untergegangene Licht war nicht der Gott des Himmels: vielleicht ist's jenes kleine Licht, dem dieses große Heer der Sterne dient.“

Aber auch Mond und Sterne gingen unter, und Abraham stand allein.

Er ging zu seinem Vater und fragte ihn: „Wer ist der Gott des Himmels und der Erde?“ und Thara zeigte ihm seine Götzenbilder. „Ich will sie prüfen, sprach er bei sich selbst, und als er allein war, legte er ihnen die schönste Speise vor. „Wenn ihr lebendige Götter seid, so nehmt euer Opfer.“ Aber die Götter standen da und regten sich nicht.

„Und diese, sprach der Knabe, kann mein Vater für Götter halten? Wohl! Vielleicht belehr' ich ihn.“ Er nahm den Stab, zerschlug die Götzen alle bis auf einen, und legte seinen Stab in dieses Götzen Hand und lief zum Vater: „Vater, sprach er, dein erster Gott hat alle seine Brüder getödtet.“

Zornig sah ihn Thara an und sprach: „Du spottest meiner, Knabe, wie kann er es, da meine Hände ihn gebildet haben?“ „O zürne nicht, mein Vater, sprach Abraham, und laß dein Ohr vernehmen, was dein Mund sagte. Traust du deinem Gott nicht zu, daß er vermöge, was ich mit meiner Knabenhand zu thun vermochte, wie wäre er der Gott, der mich und dich und Himmel und Erde schuf?“ — Thara verstummte auf des Knaben Wort.

* * *

Bald aber kam die That vor den Tyrannen Nimrod; der forderte ihn vor sich und sprach: „Meinen Gott sollst du anbeten, oder der brennende Ofen sei dein Lohn.“ Denn alle

Weisen hatten bei Abrahams Geburt dem Könige geweissagt, daß er die Götzen stürzen und des Königs Dienst vernichten würde im Königreiche. Darum verfolgte der König ihn.

„Wer ist dein Gott, o König?" sprach der erschrockene Knabe.

„Das Feuer ist mein Gott," antwortete er, das mächtigste der Wesen."

„Das Feuer, sprach der Knabe, wird vom Wasser gelöscht; das Wasser wird von der Wolke leicht getragen; der Wind verjagt die Wolke, und dem Winde besteht der Mensch. So ist der Mensch das mächtigste Wesen." —

„Und ich der mächtigste der Menschen, sprach der König. „Bete mich an oder der glühende Ofen ist dein Lohn."

Da schlug der Knabe sein bescheidenes Auge auf und sprach: „Ich sah die Sonne gestern am Morgen auf- und am Abend untergehen; besiehl', o König, daß sie heut am Abend auf- und am Morgen untergehe: so will ich dich anbeten."

Und Abraham ward in die Glut geworfen.

Aber des Feuers Kraft beschädigte den Knaben nicht; ein Engel nahm ihn sanft in seinen Arm, und fächelte die Flammen von ihm ab, wie einen Liliendust. Schöner ging der Knabe vom Feuer hinaus, und bald erschien ihm Gott, und rief ihn aus Chaldäa.

Und Abraham ward Stifter des wahren Gottesdienstes des einen Gottes Himmels und der Erde für alle Welt.

Das Grab der Rahel.

Von

Joh. Gottfr. von Herder.

Als Jacob von der heiligen Stätte wiederkehrte, auf welcher Gott sich ihm einst offenbaret hatte, da er in seiner Jugend den offenen Himmel sah, da war sein Herz voll Freude: denn Jehova hatte ihm jetzt seinen Bund auf's neue bestätigt.

Bald aber traf ihn ein bitterer Schmerz, die Liebe seiner Jugend, Rahel, starb bei ihrem zweiten Sohne, und da die Seele ihr unterging, und sie nun sah, daß sie sterben mußte, nahm sie den letzten Athem noch zusammen, küßte das Kind, nannte seinen Namen: „Benoni, den Sohn der Schmerzen," und starb.

Und als sie vor dem Ewigen erschien, weinte sie und sprach: „Erfülle mir, o Vater, die erste Bitte hier an deinem Throne. Laß mich bisweilen noch die Meinigen sehen, von denen du mich trenntest, daß ich in ihren Leiden ihnen beistehe und ihre Thränen lindere."

„Dreimal soll dir dein Wunsch gewähret sein, sprach Gott, daß du auf Erden deine Kinder sehest, doch lindern kannst du ihre Thränen nicht."

Sie ging zum ersten Male hinab und fand den alten Jacob um ihre beiden Söhne ängstlich trauern. Des Josephs blutiges Kleid lag neben ihm; „mein graues Haar," rief er, wird in die Grube fahren: mit Leide werd' ich zu den Todten wandern, denn auch Benoni wird mir jetzt geraubt."

Seufzend stieg sie wieder zum Himmel hinauf, bis späterhin ihr Mann und ihre Söhne, als Abgeschiedene, selbst zu ihr

kamen, und freudig ihr erzählten, wie schön sich all ihr Leid in Freude verwandelt habe.

Sie trocknete die Thränen und stieg lange nach diesem zum zweiten Male hernieder auf ihr Grab. Da sah sie ihre Kinder in's Elend treiben, wie man die Heerde treibt. Alles fand sie verwüstet, und selbst ihr Grab war nicht verschont geblieben. Eine Zeit lang blieb sie auf dem öden Grabe, und lange hörte man auf ihm ein Aechzen.

Sie stieg zum dritten Make hernieder: da floß um Bethlehem der unschuldigen Kinder Blut. Ihre Mütter weinten, und auf ihrem Grabe weinte Rahel laut: „sie sind, sie sind nicht mehr."

Und als sie wiederkehrte, sprach der Allbarmherzige: „Ruhe jetzt, meine Tochter, und quäle dein Herz nicht mehr mit deiner Kinder Leiden. Der Weg der Sterblichen führt bald in Thäler, wo nur Klagen stöhnen, bald, wenn das Thal sich wendet, wird die Klage selbst Lobgesang. Vertraue mir deine Kinder an, sie sind auch meine Kinder: dein Herz ist nicht gemacht, der Erdgebornen Schicksal zu tragen und zu lindern."

Beruhigt blieb der schönen Rahel Geist fortan im Paradiese. Zwar fragte sie die Neuankommenden um ihr vollendetes Geschick auf Erden; doch nimmer kehrte sie zu ihrem Grabe wieder, auf dem das Aechzen ihres mütterlichen Herzens nun längst verhallt ist. Das Grabmal schweigt, und Rahel freut sich mit ihren Kindern der ewigen Ruhe.

Merkwürdige Lebensgeschichte
Sr. Majestät Abraham Tonelli.

Von

Ludw. Tieck.

Habe hier in meiner Einsamkeit und mitten unter meinen Regierungsgeschäften vernommen (weil mich auch stets für die Literatur interessirt habe), daß man sich sehr um wunderbare Begebenheiten in Deutschland, meinem lieben Vaterlande, bekümmert. Der Herr von Grosse und der Graf Vargas treiben wunderbaren Spaß und die übrigen lesen es mit Erstaunen: aber noch ist kein König oder Kaiser aufgestanden und hat seine Memoirs oder Confessions niedergeschrieben, so daß mir dieses ordentlich vorbehalten scheint, in diesem Fache der Erste zu sein. Ich schreibe also mein eignes, wahrhaftiges Leben für den Druck und für die Nachwelt nieder, weil dergleichen Denkwürdigkeiten oft nützliche Nacheiferung veranlassen, und so der Weg der Tugend und der wahren Größe immer mehr ausgetreten und gangbarer wird. Daneben ist meine Geschichte so anziehend, so sehr mit Wunderwerken und Gespenstern angefüllt, daß sie zugleich eine überaus angenehme und anmuthige Unterhaltung vorstellen kann. Ich kann mir's vorstellen, daß man vergnügsam wird, und darum will ich lieber sogleich zum Anfang schreiten.

Ich bin nur von geringem Herkommen und nicht sonderlicher Erziehung. Meine Eltern wohnten in der Nähe von Wien; es waren arme Handwerker, die mich zu einem Schneider in der Stadt in die Lehre thaten. Mein Taufnahme war Abraham Anton, und ich wurde von meinem Meister und den Gesellen gewöhnlicherweise nur Tonerl genannt.

Die Stadt Wien ist eine große Stadt und liegt an der Donau; das hab' ich dazumal mit meinen eignen Augen gesehn, und kann es daher auch um so dreister behaupten. Man nannte sie auch zu meiner Zeit die Residenz; auch soll sie die Hauptstadt von ganz Oesterreich sein.

Ich fühlte bald, daß ich zu größern Dingen bestimmt sein müßte; denn ich merkte keinen sonderlichen Trieb zur Arbeit in mir. Ich wünschte mir immer zaubern zu können, oder ein König zu werden, und vertiefte mich dann mit meinen inwendigsten Gedanken oft in delikate Gerichte: so, daß man mich ordentlicherweise mit der Elle wieder in die Richte messen mußte; wollt' ich nicht gar darüber einschlafen.

Hört' ich nun vollends von wunderseltsamen Herenkünsten, von Geistern und unterirdischen Schätzen, so konnte ich oft davor den ganzen Tag kein Auge zuthun; schlief dann aber in der Nacht desto besser. Manchmal wünscht' ich mir nur unsichtbar sein zu können, oder zu fliegen, oder ein Tischtuch, das alle Speisen, Braten, Kuchen und Wein brächte; — war aber alles vergebens.

Indessen ich nun obgedachtermaßen meine Phantasie in dergleichen Idealen abarbeitete, machte ich auch in der Schneiderkunst nicht wenige Progressen. Gedachte nämlich in meinem kindischen Gemüthe, den güldenen Boden anzutreffen, den jedes Handwerk in sich führen soll, wollte auch schon Land rufen und Anker auswerfen, als mir einmal prächtige goldene Treffen in die Hände fielen, wenn mich nicht glücklicherweise der Meister darüber erwischt und mich auf den Pfad der Tugend sogar bei den Haaren zurück gerissen hätte.

Je älter ich ward, jemehr Lust verspürte ich zu einem wunderbaren Lebenswandel in mir. War unzufrieden, daß es den einen

Tag wie den andern herging, und nur sehr selten Trinkgelder einliefen. Ich suchte zwar aus meinem Stande so viel zu machen, als mir nur möglich war, denn ich sprach jedermann an, sobald ich auch nur eine Bestellung hatte; aber es gerieth mir nicht immer, denn oft ward ich ausgescholten; woran mich aber bald gewöhnte.

Was mich noch verdroß, war, daß alle Menschen über mein Handwerk spotteten, denn wenn ich einmal zu Biere ging, wobei mir immer mit Schinken und andern Leckerbissen aufwarten ließ, ward ich von allen anwesenden Gästen herumgenommen und dermaßen tribulirt, daß ich oft aus den Eßwaaren den Wohlgeschmack gar nicht herausschmecken konnte, sondern nur in der Eile alles herunter schluckte. Was mich sehr verdroß.

Ich klagte dem Meister meine Noth, der mich ermahnte, keinen Anstoß daran zu nehmen, weil das einmal eine hergebrachte Gewohnheit sei: die Leute ließen sich von der Religion und ihren herkömmlichen Sitten nicht gern etwas schmälern. Die Juden würden ja noch mehr verfolgt, oft sei es nur Neid, der aus den Leuten spreche; ich solle nur tapfer darauf antworten.

Ich hatte die Lehrjahre überstanden, und glaubte nun ein ganzer Kerl zu sein; aber nun ging mein Leiden unter den übrigen Handwerksburschen erst recht an. Da war keiner, der nicht den neuen Gesellen vexirt hätte, um seinen Verstand an mir zu beweisen; ja es geschahe wohl zuweilen, daß sie sogar Händel suchten. Ich trachtete gewöhnlich, mich durch eine glückliche Flucht zu retten. Mein Meister führte mir meine Zaghaftigkeit zu Gemüthe, und sagte etwas unfreundlich: Lumpenhund! (NB. Ich muß lachen, wenn ich daran gedenke, daß ich jetzt ein Kaiser bin.) also: Lumpenhund: hast du denn keinen Witz, keine Einfälle? Ist dir der Verstand denn ganz verregnet, daß du alles so auf dir sitzen lässest? —

Nun ging ich wieder in's Wirthshaus und nahm mir fest vor, gewiß etwas Tüchtiges und Gesalzenes aus meinem Munde hören zu lassen. Kaum war ich hineingetreten, so nahm richtig die Schrauberei wieder ihren Anfang; sonderlich thaten sich zwei Leinewebergesellen hervor. Nun überlegte ich meinen Spruch eine kleine Weile (denn man soll nie auf's Gerathewohl sprechen, wenn der Himmel uns auch noch so große Weisheit verliehen hat), und nach einiger Ueberlegung fuhr ich so heraus: Ihr erzdummen Esel! ihr untersteht euch, über einen Schneider zu spotten, da ihr selber doch nur Leineweber seid?

Alle Gäste lachten über meinen Einfall so laut, daß man es gemächlich über die Gasse hören konnte; ich war in meinem Herzen mit dem Gefühl zufrieden, daß ich es ihnen reichlich vergolten hätte, und verblieb über meinen Sieg so ziemlich bescheiden, ob es mir gleich etwas sauer ward; denn es war in meinem Leben das erstemal, daß ich meinem Witze so den Zügel schießen ließ, hatte auch nicht erwartet, daß mein bischen Mutterwitz einen so gütigen aufmunternden Beifall finden würde; aber es waren noch mehr Leineweber zugegen, die plötzlich zu den Prügeln griffen, da sie keinen Verstand bei der Hand hatten. Das zog mir zu Gemüthe und entwich eiligst, worauf ich dann zum Meister kam, und sagte: Mein Witz bekömmt mir noch schlechter, so daß ich sogar, ohne mein Bier auszutrinken, habe davon laufen müssen. Das ist hier ein übler ungesunder Ort, ich will mich auf die Wanderschaft begeben, vielleicht, daß es mir in andern Gegenden besser geht.

Der Meister war mit meinem Entschluß zufrieden; ich nahm von den Eltern Abschied und begab mich unverdrossen auf die Wanderschaft.

Nun war ich auf der Wanderschaft, von der ich oft so vieles hatte erzählen hören. Es ereignete sich, daß ich immer

einen Fuß vor den andern setzen mußte, worauf jener wieder nicht der hinterste sein wollte, indem der andere voranlief, und aus diesem Wettstreit war das Wandern zusammengesetzt. Im Anfange däuchte mir diese Uebung ganz lästig, und ich glaubte sogar, ich würde hinter dem nächsten Hügel schon in ein ganz fremdes wundervolles Land gerathen. Ich hatte dazumal noch gar keine Erfahrung und stellte mir daher vor, wie leicht es mir fallen müsse, binnen kurzem ein großer und wohl gar vornehmer Mann zu werden. Ja, mein geliebter Leser, es kostet manche Künste, ehe man es nur dahin bringt, Graf oder Herzog zu werden, wie du im Verlaufe meiner Begebenheiten gewahr werden sollst.

Bald ging mir der Proviant aus, das Reisegeld nahm ab und mußte nun die Künste treiben, in denen die meisten Handwerksburschen wohl bewandert sind. Das ging noch an. Aber nach einigen Tagereisen gerieth ich in eine fürchterliche Wüste, die so einsam war, daß ich auch nicht einen einzigen Menschen darin antraf.

Hatte mir unter einer Wüste immer ganz etwas anders vorgestellt, als was mir jetzt vor der Nase lag; denn das war eben nichts Bessers als ein Wald. Ich konnte den großen Weg nicht wieder finden, dabei auch keinen Menschen, kein Haus, kein Dorf. Ich dachte anfangs, daß das auch mit zum Reisen gehöre; da aber endlich der Hunger allzusehr überhand nahm, wurde ich meines Irrthums gewahr. Ich hatte mich nämlich verirrt, und lief bald links, bald rechts, wobei mir die Knie vor Furcht zitterten; auch rief ich um Hülfe, aber alles vergebens. Wobei mich bis dato noch darüber verwundere, daß sich alle Menschen ihre Häuser und Städte von dieser Wüste so weit abgebaut haben; vielleicht, daß sie eben so vielen Abscheu dagegen haben, als ich selber, und dem Hunger eben so gern aus dem Wege gehn.

8*

Das wäre alles noch zu ertragen gewesen; aber nun brach gar die finstre Nacht herein. Darüber kam ich in großes Schrecken, und dazumal habe ich es eingesehn, daß die Nacht wirklich keines Menschen Freund ist. Denn es dauerte nicht gar lange, so machten sich Wölfe, Bären und dergleichen Creaturen in meiner Nähe etwas zu thun; im Grunde nur Vorwand, weil sie mich fressen wollten. Selber nichts zu beißen und zu brechen und noch dergleichen Zumuthungen. Sehr fatal!

Mußte in den Umständen auf einen Baum steigen, was ich sonst noch nie gethan hatte: aber die Löwen turnirten und lärmten um mich herum, daß ich mich dazu zu resolviren genöthigt sah. Sie kehrten sich aber daran nicht, sondern gingen insgesammt mit Brummen und Zähneblöcken um meinen Baum herum. Wünschte mir wieder, nur auf die gewöhnliche Art im Wirthshause vexirt zu werden, und hätte viel darum gegeben.

Die Nacht über hatte ich in der That eine schlechte Schlafstelle gehabt. Das Morgenroth brachte mir viele Freude, denn nun gingen die ungebetenen Gäste wieder von meinem Baume weg. Ich stieg vom Baum herunter und sah mich genöthigt, einige rohe Wurzeln zu frühstücken, die mir nicht sonderlich schmeckten. Ich lief umher und traf auch kein besser Mittagsbrot. Hätte mich geschämt, wenn mich ein einziger Mensch hätte die rohen Wurzeln essen sehn; aber bei so bewandten Umständen war von meiner Seite eben nichts anders zu thun. Ich verfluchte oft meine Auswanderung und meinen Stolz, daß ich in der Welt was Besonders hatte werden wollen: aber das war nun alles zu spät.

So bracht' ich noch zwei Tage zu, indem ich immer in meiner Wüstenei herumreiste. Ich glaube, daß ich an manche Stellen drei bis viermal hingekommen bin, weil wie gesagt,

kein Weg anzutreffen war, sich auch alles Buschwerk so gleich sah, daß ich es nicht einmal wissen konnte. In der dritten Nacht war heller Mondenschein und ich retirirte mich wieder auf eine sehr hohe Tanne. Als ich noch mein Unglück bejammerte, kamen zwei Kerls aus dem Dickigt mit zwei geladenen Gewehren, die sie nach mir hinzielten. Ei, wie hätte ich die Löwen lieber gemocht, als diese verruchten Mörder! War auch nicht verzagt, sondern fing gar erbärmlich an zu schreien, und sie möchten Mitleid haben u. s. w.; ich wäre ganz ohne mein Zuthun und unverhofft in diese Wüstenei gerathen, ich sei ein wandernder Schneidergesell u. s. w., sie möchten ein Einsehen haben, und um Gotteswillen das liebe Schießen lassen; ich sei nicht der Mühe werth u. s. w.

Weil sie die Absicht hatten, Mörder zu sein, kehrten sie sich an meine beweglichen Reden nicht, sondern zielten mir mit den Röhren immer noch unter die Nase. Der eine meinte, wenn ich Schätze bei mir hätte, sollte ich sie nur gutwillig herausgeben, denn sie wären Straßenräuber, die sich am liebsten in solchen Wüsten aufhielten, widrigenfalls wollten sie mich wie einen Vogel von meiner Tanne herunter schießen und mir nachher das Meinige mit Gewalt wegnehmen.

Erwiederte, daß ich mich schäme, nicht mehr als zwei baare Groschen in meinem Vermögen zu haben, wenn ihnen damit gedient wäre, sollten diese ihnen gern gegönnt sein. Ich wüßte aber nicht weit von Polen einen vergrabenen Schatz, den ich ihnen anzeigen wollte, wenn sie mir das Leben gönnen möchten. Ich sei eigentlich aus dieser Ursach von Wien abmarschirt, um diesen Schatz zu heben, den mir eine weise Frau angezeigt habe. Diesen wollt' ich ihnen lieber gönnen, wenn sie mir zur Vergeltung nur das Leben lassen wollten.

War alles nicht wahr, mein hochgeehrter Leser, sondern 'ne

verflucht fein ausgesonnene Lüge von mir; es war eine Kopfarbeit, die sich sehn lassen durfte, die ich da oben auf meiner Tanne nächtlicherweise vornahm. Beinahe wäre ich vor purem Zittern herabgefallen, mitten unter die Mörder hinein, wenn mich nicht die Vorsehung glücklicherweise zu etwas Besserm aufgehoben hätte.

Die Mörder glaubten meinen Worten, sie sagten: ich möchte heruntersteigen und ihnen den Weg weisen. War contentirt und willigte ein, falls sie mich nur aus der Wüstenei hinausführen wollten. Das versprachen sie ihrerseits auch, und somit stieg ich auch wirklich hinab.

Habe in meinem Leben nicht wieder Leute angetroffen, die nach einem Schatze so überaus begierig gewesen wären, als diese Mörder. Sie konnten mit Fragen kein Ende finden, und ich wußte ihnen immer wieder etwas Neues aufzuheften. Als wir eine Weile mit einander gegangen waren, war ich mit den Mördern ordentlicherweise bekannt und vertraut: sie konnten sich recht freundschaftlich anstellen, und ich hätt' es nimmermehr hinter ihnen gesucht, wenn sie nicht vorher so tückischerweise mit den Flinten nach mir gezielt hätten. Der einzige Umstand war unsrer Freundschaft im Wege.

Sie erkundigten sich bei mir, wie und auf welche Art der Schatz gehoben werden müsse. Ich erzählte ihnen darauf recht umständlich, wie es damit noch gar manche Bedenklichkeiten habe; denn es sei nichts kleines, einen unterirdischen Schatz zu heben, und die Gespenster, die ihn bewachten, hätten oft wunderbare Grillen. Die Kerls glaubten das alles. Ich sagte weiter, kein Eisen dürfe dem Schatze nahe kommen, sonst versenke er viele tausend Klafter tief in die Erde hinein. Dies war nun mein Hauptkniff, auf den alles ankam, und die dummen gutherzigen Mordbrenner schmissen nun auch ihre Gewehre, Säbel und grausam langen Messer von sich. Mir kam ein Grausen

bei diesem Spektakel an, und doch war ich froh, daß ich sie nur so weit hatte.

Unter diesen künstlichen Lügen waren wir nun wirklich aus der Wüstenei herausgekommen. Das Herz wurde mir leichter. Nicht weit davon lag ein Dorf vor uns, und nun dachte ich: jetzt ist es Zeit, daß du von den bösen Buben los kommest! sagte ihnen also, sie sollten sich ein Herz fassen; denn nicht weit von dem Dorfe wäre der Schatz vergraben.

Sie gingen noch hitziger nach dem Dorfe zu, als ich; aber als wir ganz nahe waren, fing ich aus vollem Halse an, um Hülfe zu rufen; ich schrie Feuer und Mord und Gewalt alles durch einander. Darüber kamen die Leute zusammen, weil sie gern sehen wollten, was da so schrie, die Mörder waren aber auch nicht dumm, sie merkten, daß sie mit einem klugen Vogel zu thun gehabt hatten, daß alles nur Finten wären, sie liefen weg und waren nur froh, daß sie mit heiler Haut davon kamen.

Bin übrigens wohl der erste Mensch, den Mörder aus einer Wüstenei haben zurecht weisen müssen.

Da ich nun meine Lebensgefahr überstanden hatte, ließ ich es mir im Wirthshause tapfer schmecken. Das Essen bekam mir nach der langen Reise sehr gut; auch gönnten mir's die Leute.

Es war mir zuwider, daß ich mich gezwungen sah, meine Reise fortzusetzen. Ich hatte auf Wüsten, Löwen, Mörder und Hunger nimmermehr gerechnet: konnte auch nicht wissen, ob mir mein Verstand in der Noth immer so beistehn würde; denn, wie man zu sagen pflegt, so ist nicht alle Tage Sonntag. Ging also unter Herzklopfen weiter.

Es war auch wirklich ein miserables Wesen; denn der Hunger mußte bei mir noch oft seine Rolle spielen. Endlich kam ich in Polen an.

Damit war mir auch nicht viel gedient; denn kein Meister

wollte mir Arbeit geben. Endlich hörte ich von einem polnischen Edelmanne, von dem mir Leute sagten, daß er sich einen geschickten Schneider zum Bedienten wünsche. Ich lief sogleich zu ihm und er fragte mich, ob ich im Stande sei, die Kleider nach der neuesten Mode zu machen. Ich schwur darauf, und es war auch der Fall. Zur Probe mußte ich mir meine eigne Liverei machen: war mir herzlich lieb, denn mein Rock war ganz abgerissen.

Der Baron hatte an meinen Kleidern nichts auszusetzen, und ich merkte bald, daß ich ihm mit meiner Kunst sein ganzes Herz gestohlen hatte; denn ich konnte von ihm verlangen, was ich nur wollte. Er war ein guter, unansehnlicher Herr, der viel auf seine Kleider hielt.

Er schickte mich oft aus, um in der Nachbarschaft etwas zu bestellen, weil ich zu dergleichen Aufträgen ein sonderbares Geschick in mir verspüren ließ. So kam ich einmal wieder, und will meinem Herrn die Antwort bringen, wie ich aber seine Thür aufmache, ist er nicht in der Stube, sondern ein großer Affe sitzt in des Herrn Lehnstuhl.

Erst wollt' ich lachen, besann mich aber eines Bessern und fing an mich zu fürchten. Lief spornstreichs die Treppe hinunter und schrie nach meinem gnädigen Herrn. Die Bedienten fragten, ob ich unsinnig wäre, der Herr sei in seiner Stube. Ich ging zurück, und der Baron war auch wirklich da. Ich war ganz verblüfft, wollte es ihm doch nicht auf den Kopf zusagen, daß ein Affe in seinem Stuhle gesessen hätte, weil ich keine Zeugen aufführen konnte. War mir doch bedenklich.

Ein andermal hatte ich für meinen Baron etwas eingekauft, und so wie ich mit meinem Packet in die Stube trete, spazirt ein großer gewaltiger Löwe darin umher. Ich besann mich nicht lange, sondern lief mit großem Schreien wieder zurück und

sagte, daß eben ein großer Löwe in der Studierstube sei. Die Bedienten lachten, und der eine sagte: Wer weiß, was ihr Narr da eben gesehen habt.

Nun ist es mir nicht gegeben, lange Spaß zu verstehn, sagte daher mit dem größten Unwillen: Sackerment! (vielleicht fuhr ich auch mit Sapperlot! heraus, wollte aber nicht beim Teufel fluchen, weil mir hier alles so bedenklich schien,) werde doch wohl noch einen Löwen kennen, da müßte es ja schlimm mit mir stehn! haben sie mich doch schon einmal fressen wollen, so genau kenn' ich die Bestien! werde sie ja nicht mit einem Menschen verwechseln! Die Bedienten gaben mir nach, da ich so ungemein böse wurde; der Koch erbot sich endlich aus Mitleid, mich hinauf zu begleiten, weil sie dachten, ich könnte am Ende wohl gar toll darüber werden. Der Koch mußte voran gehen, damit, wenn eins von uns gefressen würde, ihn das Schicksal dazu ausersehn hätte. Aber es kam besser, als ich dachte. Oben war niemand weiter, als der Baron, der in seinem Zimmer auf und ab ging; kein Löwe zu sehn oder zu hören.

Auf der einen Seite war mir's lieb, auf der andern aber auch gar nicht. Ich merkte nun wohl, daß mein Herr diese Verwandlungen anstelle; aber damit war mir wenig gedient. Wenn ich ihm einmal ein Ding nicht recht machte, so könnte er wohl gar darauf verfallen, sich in den leibhaftigen Teufel zu verstellen, um mir so mit der besten Manier den Hals umzudrehen, weil es nachher Niemand auf ihn bringen könnte.

Seit der Zeit ging ich sehr sauber und behende mit meinem Herrn um, weil ich nun wußte, daß so viele Bestien in ihm verborgen lagen, die sich bei der ersten Gelegenheit entwickeln könnten. Der Baron war aber nun desto freundlicher. Ich that meine Dienste sehr pünktlich, weil es mir sonst übel gerathen wäre.

An einem Tage ließ mich der Edelmann zu sich kommen und sagte: Mein lieber Schneider, du hast dich in meinem Hause immer gut verhalten, ich liebe dich darum, wie ich nur meinen leiblichen Bruder lieben könnte.

Bedankte mich gar höflich und machte darüber ein tüchtiges Kompliment, so, daß dem Baron über meine Freundlichkeit das Herz im Leibe lachte. Als ich das sah, versuchte ich's noch besser, so daß ich nach der Länge in die Stube fiel. Drauf nahm er mich in die Arme und sagte mit thränenden Augen: Mein vielgeliebter Schneider! es ist wahr, daß ein unvernünftiges Thier aus mir werden kann, zu welchem ich nur Lust und Belieben trage. Alles dies macht diese kleine Wurzel, wenn ich nur daran rieche und den Namen eines Thiers ausspreche, so wird alsbald dasselbe aus mir. Wenn du mir nun treu und redlich dienst und Gefallen an dergleichen Kunststücken hast, so sollst du ein Stück von dieser Wurzel dermaleinst, als eine Verehrung, von mir erhalten.

Ich hatte nur zu große Lust dazu, und diente auch von dem Tage an noch eifriger als zuvor.

Der Baron schenkte mir bald darauf wirklich die Wurzel, und ich konnte kaum die Zeit erwarten, mein erstes Probestück damit abzulegen. Ich ging also in den Wald und roch an meiner Wurzel, und verwandelte mich augenblicklich in einen kleinen niedlichen Steinesel. Es war die erste Kunst, die ich trieb, und ich konnte mich nicht genug über meine Geschicklichkeit verwundern.

Ich kostete in der Einsamkeit das Gras und die Disteln, die da herumwuchsen, und fand sie alle von vortrefflichem Wohlgeschmack. Mit dieser Wurzel in der Tasche bot ich nun allen künftigen Wüstenceien und jedem Hunger Trotz. Sie war so gut, wie eine Pension.

Darüber kam's denn auch, daß ich wohl eine Stunde über gar keine Lust verspürte, wieder zum ordentlichen Menschen zu werden. Kann man mehr als sich satt essen? sagte ich in Gedanken zu mir selber; warum Tonerl, willst du die Nase immer so hoch tragen? Kannst du nicht auch einmal mit deinem Stande zufrieden leben? — und fraß von neuem die herrlichen Disteln hinein.

Ich konnte mich, wie gesagt, aus meinem neuen Glücke nicht wieder herausfinden. Endlich zwang ich mich doch ein bischen und roch an meiner Wurzel, und ward wieder zum Menschen. Als ich ein Mensch geworden war, stachen mir die Disteln im Leibe, die ich erst mit so vielem Appetite gegessen hatte. Das kam daher, weil ich es sonst vorher noch nie versucht hatte; denn jedes Ding erfordert seine Uebung.

Da das Kneifen gar nicht aufhören wollte, sagte ich: Tonerl! bist du nicht ein rechter Narr? Wo hast du deinen Witz und Verstand gelassen? Wirst zum Schein und Spaß ein Esel, und frissest zum Angedenken so überaus wahrhaftige Disteln in dich hinein! Muß denn aber alles gefressen sein? Kannst du die Schönheiten der Welt mit keinem uninteressirten Auge betrachten? — Und es ist auch wohl ein großes Glück, nach dem du deine Lebenszeit über getrachtet hast, ein Esel zu werden! Sind das die Zauberkünste alle?

Ich schämte mich vor mir selber: um mich zu zerstreuen und Erholungs wegen verwandelte mich Augenblicks in eine Katze, und lief so nach Hause, nahm mich aber sehr in Acht, unterwegs nicht die etwanigen Mäuse wegzufangen. Der Appetit dazu versagte mir wirklich nicht.

Seitdem übte ich mich Tag für Tag, allerhand Thiere nach dem Leben und der Wahrheit zu repräsentiren: brachte es auch

darin zu einer erstaunenden Vollkommenheit; muß aber gestehen, daß mir die vierfüßigen am besten gelangen, und bin ungewiß, ob solches an der Wurzel oder an mir selber mag gelegen haben. Wenn ich mich eiligst verwandeln wollte, verfiel ich gewöhnlich auf eine Maus, oder dergleichen kleines Hausthier, mußte aber immer die Gedanken ein bischen zusammen haben, wenn ich zum Adler oder Löwen, in Summa, Raubthier werden wollte.

An einem Tage hatte er mich ausgeschickt, und des verfluchten Saufens wegen, verspätete ich mich an demselben Tage. In aller Unschuld geh' ich nach Hause, und verwandle mich vor den Augen meines Herrn in einen kleinen Hund, um ihm ein unschuldiges Vergnügen zu machen. Der Baron war über mein Wegbleiben böse und machte sich zu einem ungeschlachten Elephanten, worauf er so wild durch das Haus rumorte und tobte, auch mich gegen die Wände schmiß und mit dem Rüssel schlug, daß ich nicht anders gedachte, als der jüngste Tag sei vielleicht unterwegs. Faßte einen kurzen Entschluß, und lief gar aus dem Hause.

Lief und lief in eins fort, und kam endlich gar an die See, wo ich stille stand, in Willens, auf ein Schiff zu warten und in irgend ein andres Königreich oder Land überzusetzen, um da mein Heil besser zu versuchen.

Ich hatte mich schon wieder zu einem Menschen gemacht, um mit den Schiffern eine vernünftige Abrede zu nehmen; war aber vom Hunde her noch ziemlich müde auf den Beinen. Als ich noch wartete, kam ein Kuppel Bediente von meinem vorigen Herrn angesprengt, die mich aufjagen oder lieber gleich massakriren sollten. Ich merkte den Vorsatz und war bald eine Fliege; denn es kostete mich nur ein Wort und ein Riechen. So war ich in der Luft über den Narren und hörte, daß sie mich umbringen wollten, im Fall sie mich erwischen könnten.

Sogleich war ich wieder zum Schneider, da setzten sie hinter mir her; aber ich war eben so geschwind eine Fliege und nahm mich nur vor Schwalben und Sperlingen in Acht, daß ich nicht mitten unter meinen Kunststücken weggeschnappt würde.

Die Bedienten wußten gar nicht, was sie denken sollten; denn bald war ich wieder da, bald aber auch nicht; es war mir lächerlich, wenn sie mich sahen und hinter mir her jagten; dann war ich wieder weg; konnte aber als Fliege nicht lachen und mußte mir es also zwischen den Zähnen verbeißen.

So mußten die Bedienten unverrichteter Sachen wieder zurückreiten; denn sie hatten mich nicht gefangen, ja nicht einmal massakrirt: worüber im Herzen sehr kontentirt war.

Da ich nun sicher war, wurde ich wieder zum ordentlichen Schneider, weil ich so, wie gesagt, den Sperlingen weniger ausgesetzt war, und ging wieder an das Seeufer. Da sah ich über's Meer einen ungeheuern Vogel mit großen Krallen herüberschweben, mit dem mir eine artige Anekdote begegnete.

Ich fing mich nämlich vor seinen Klauen an zu fürchten, ob ich gleich wieder ein großer Schneider war; verkroch mich daher und vermaskerirte mich gleichsam in eine kleine unansehnliche Maus, um nicht in Ungnaden vermerkt zu werden. Da half kein Privatstand, keine Unbedeutendheit. Das fliegende Ungeheuer faßt mich (Maus) zwischen seinen Krallen und immer damit weg über's wüste, wilde Meer, hoch in die Luft hinein.

Brauchte nun auf kein Schiff mehr zu warten, das ist wohl wahr; aber ich stand vor Schwindeln die Seekrankheit oben in den himmlischen Lüften aus. Ich war bange, mein Patron, unter dessen Flügeln ich wohnte, würde mich in's Wasser fallen lassen, oder unterwegs verspeisen. Aber er schien nur am Fliegen einen Narren gefressen zu haben; denn das Ding hatte gar kein Ende.

Endlich kamen wir an ein hohes Schloß, das viele Zierrathen hatte, da setzte mich der hohe Unbekannte auf den allerobersten Gipfel nieder, und begab sich von neuem auf's Fliegen, ohne auch nur ein Trinkgeld von mir zu erwarten.

Ich blieb noch ein Weilchen Maus und stieg behende das ganze Schloß hinunter, bis auf den Boden; denn ich überlegte als Maus, daß ich als Mensch gewiß den Hals brechen würde. Nun war ich unten in dem Schloßhofe, wo Leute standen; an ihrer Kleidung merkte ich, daß es Perser waren; denn bei meinem ehemaligen Schneidermeister hatten Kupferstiche von ihnen an den Wänden gehangen.

Sie wunderten sich, wo ich herkäme, der König kam gelaufen; denn sie erzählten, daß plötzlich ein fremder Mensch in einer unbekannten Kleidung dastehe. Der König fragte mich, wer ich sei, ich scharrte und neigte, und konnte durchaus das Maul nicht halten; denn das Herz saß mir auf der Zunge; ich plauderte was durcheinander, bald zischend, bald miauend, und siehe da, es war das schönste Persisch. Ich hatte kein Wort davon verstanden, was ich erzählte; die übrigen Perser hatten alles begriffen und freuten sich darüber. Eine wunderbare Gabe, die mir der Himmel da unversehens mitgetheilt hatte. Ich redete den ganzen Tag; weiß aber bis dato noch nicht, was es gewesen ist.

Mein erstes Bestreben war nun dahin gerichtet, meine eigne persische Sprache zu verstehn, weil in der Besorgniß stand, ich möchte endlich gar die menschliche Vernunft darüber verlieren, wenn ich Tag für Tag so viele Worte ohne Sinn redete. Uebte mich in der Sprache bei dieser Gelegenheit, und ging in der Philosophie augenscheinlich rückwärts; verspürte auch einige Neugier, zu erfahren, was ich den ganzen Tag wohl schwatzen möchte; denn das Maul stand mir wirklich nicht eine Minute

still. Lernte also aus Leibeskräften, und nahm jeden Tag ein paar Stunden in der persischen Landessprache.

Bald brachte ich es bis dahin, daß ich mit Verstand reden konnte, und wunderte mich bei der Gelegenheit oft über meine eigenen Einfälle; was mir nachher noch oft begegnet ist.

Der König hatte von mir schon längst erfahren (ohne daß ich es wußte), welcherlei Kunststücke ich in meiner Gewalt besäße; ich wurde daher überaus köstlich gehalten. Man pflegte mich, man gab mir die größten Delikatessen zu essen, die schönsten Weine zu trinken, Geld obenein und Hochachtung, in Summa, ich führte ein Leben, wie im Paradiese; denn ich hatte nichts weiter dabei zu thun, als daß ich mich manchmal ein bischen verwandelte. Nun hatte ich es doch durchgesetzt, was ich mir von Kindesgebeinen an vorgenommen hatte.

O ihr Sterblichen! ermüdet nur nicht zu früh in euren Bestrebungen und bleibt auf halbem Wege stehn, so muß es euch jederzeit gelingen; denn die Tugend bringt doch immer hindurch.

Der König in Persien liebte die Vögel besonders, und ich ließ es mir daher angelegen sein, mich oft als einen solchen zu präsentiren. An einem Tage befahl er mir, einen großen persischen Vogel zu repräsentiren, den ich bis dahin noch niemals gesehen hatte; indessen that mir das fast gar nichts zur Sache; ich machte es, und sah ungemein schön aus. Der König fragte mich darauf, wie man dieses Thier in meinem Vaterlande titulire? ich sagte hierauf: daß es nichts anders als ein Nußknacker oder Nußbeißer wäre. Womit er denn auch zufrieden war.

Dieser König liebte die Künste über alle Maaßen, er zog alle geschickten Leute an seinen Hof; aber einen so wunderbaren Menschen, wie ich war, hatte er noch nie gesehn. Wußte mich

darum auch nach Würden zu schätzen und zu belohnen, maßen ich in meinem Hofdienste ansehnlich dick wurde, daß auch selbst die gemeinen Lackayen einen Respekt vor mir hatten. Solche Constitution hatte ich mir immer gewünscht, und mich bei meinem ehemaligen Handwerk am meisten über die Dünnigkeit geärgert; nun aber war ich ordentlich ein Mann von Stande.

Der König ließ den benachbarten Kaiser zu sich invitiren, und schrieb ihm, daß er einen gar wunderbaren Menschen und Künstler an seinem Hofe habe, der ihm tausend Ergötzlichkeiten verschaffen würde. Ich hatte dafür gesorgt, daß ich mir eine große blecherne Büchse hatte machen lassen, womit ich immer herumging, wenn ich ein Kunststück gemacht hatte. Erwartete also den türkischen Kaiser mit vielem Wohlgefallen.

Dieser türkische Kaiser kam nun wirklich an, und der König nahm sich vor; ihm ganz außerordentliche Ehren zu erzeigen. Verließ sich dabei vorzüglich auf meine raren Kunststücke.

Auf den allergnädigsten Befehl meines Königs mußten Trompeter und Pauker dem Kaiser entgegenziehn, und so wie er herankam, wurde die kompleteste Janitschaarenmusik ausgemacht; dann wurden zugleich alle Kanonen abgefeuert, und als der König das hörte, rief er mir zu: nun, Tonerl, halt' dich in Gottes Namen fertig! Ich merkte mir diese Worte sehr gut und brauchte eben nicht viele Anstalten zu treffen.

Der Kaiser kam an und mein König hatte ihn unterm Arm, um ihn gleich nach dem Speisesaal zu führen. So wie der Kaiser die Thür aufmachte, lag ich als ein ungeheurer Drache dahinter und spuckte ihm, jedoch manierlich, ein bischen Feuer entgegen. Der Kaiser trat zurück und wurde ganz blaß vor Entsetzen, was meinem Könige sehr lieb war, daß er ihm so eine heimliche Freude hatte veranstalten können; er sagte

hierauf: geruhen Ew. kaiserliche Majestät nur dreist voranzugehn, dieser Drache thut Niemanden etwas, der ihm eine kleine Verehrung giebt. Der Kaiser suchte in der größten Angst seine Geldbörse hervor; ich stellte mich sogleich höflich auf meine zwei Hinterbeine und hielt ihm mit vieler zierlichen Reverenz meine Büchse entgegen; er warf wirklich die Börse hinein, worüber eine große Freude empfand; glaube, er hat es in der Angst gethan; denn ich hatte nur auf ein Paar Goldstücke gerechnet.

Die Majestäten setzten sich zu Tische, und ich blieb als Drache immer noch vor der Thüre liegen. Es wurde prächtig gespeist; denn der persische König hatte bei dieser feierlichen Gelegenheit kein Geld angesehen; wollte auch nicht am türkischen Hofe von sich sagen lassen, daß er geizig sei. Ich leckte mir als Drache oft das Maul, von wegen den delikaten Gerichten, die aufgetragen wurden, worüber die beiden Majestäten inständigst zu lachen geruhten. Ich dachte immer: Lacht nur über mich, müßt ihr mir doch jedes Lachen bezahlen.

Bei Tische sagte der Türke: Aber Ihro Majestät haben mir von einem wunderlichen, raren Menschen geschrieben, der sich an Ihrem Hofe aufhielte; der König wies darauf lachend nach mir hin, und sagte: Da liegt er vor der Thür, ihnen aufzuwarten, als Drache. Worauf mich sogleich zum Menschen verwandelte, und dem Kaiser die Hand küßte. Es gelang mir auch trefflich, denn ich wurde sogleich an die delikate Tafel gezogen, und ließ es mir trefflich wohlschmecken. Der Türke konnte in seiner Verwunderung über mich kein Ende finden. Als der König ihm aber gar sagte, daß dieses Kunststück mit dem Drachen nicht mein einziges sei, sondern daß ich mich in jedes beliebige Thier verwandeln könne, schlug er gar die Hände über seinem Turban zusammen, dergleichen die Türken gewöhnlich zu tragen pflegen. Verwandelte mich auch auf Befehl sogleich

in einen Wolf, wieder in mich, dann in einen kostbaren Vogel, dessen Federn wie Gold und Edelgestein in der Sonne glänzten, setzte mich auf die Tafel und sang ein liebliches Lied, zur ergötzlichen Verwunderung aller Anwesenden.

Ich mußte in dieser Zeit trefflich mit meinen Kunsttalenten herhalten, und war des Abends wacker müde, weil ich im Thierreich so viel zu thun hatte. Die hohen Majestäten stellten sich zuweilen mit der Naturgeschichte vor mir hin, und lasen die Beschreibung eines jeden Thiers, wobei ich denn als Exemplar vor ihnen stehen mußte. Der Türke fand ein so großes Gefallen an meiner Wenigkeit, daß er mich meinem Könige für eine Menge türkischer Kleinodien abkaufen wollte; doch dieser sagte: Mein Herr Bruder, dieser rare Mensch ist meine einzige Ergötzlichkeit in meinen müßigen Stunden; auch gehört er mir gar nicht zu, sondern er ist völlig sein eigner Herr; er ist aus der Luft plötzlich herunter gekommen, so, daß ich nur Gott danken muß, wenn es ihm noch länger wohlgefällig ist, an meinem geringen Hofe vorlieb zu nehmen.

Dermaßen war mir bis dahin noch niemals geschmeichelt worden; ich glaubte in meinem Sinn, der alleroberste und fürnehmste Künstler in der ganzen Welt zu sein. Ich blies das Gesicht auf und erwiederte: es gefalle mir noch an diesem Hofe und gedenke also für's Erste noch dorten zu verbleiben; worüber mir mein König die Hand drückte, dem Türken aber die Thränen in die Augen kamen; so lieb hatte er mich gewonnen. Reiste auch bald nachher ab, nachdem er mir eine ansehnliche Verehrung zurück gelassen hatte.

Ich war noch immer in meiner vollen Herrlichkeit, als sich am Hofe ein fremder Künstler anmelden ließ. Er gab vor, er komme aus Berlin und habe einen sehr kostbaren arabischen

Stein bei sich, mit dem er alle möglichen wilden Thiere so bannen könne, daß sie sich nicht aus der Stelle zu rühren vermöchten.

Es war mir ungelegen, daß mir einer am Hofe in die Quere kommen sollte, und ich lachte also nur darüber und ich gedachte, der andere Virtuose solle keine Gewalt über mich haben, da ich mich nur in die Thiere verstellte. Ward aber leider bald das Gegentheil inne. Denn der König war voller Freude, daß sich ein Künstler von ganz andrer Sorte an seinem Hofe hatte melden lassen, befahl uns beiden sogleich, unsre Künste zu probiren. Um meiner Sache gewiß zu sein, machte ich mich zu einem polnischen Ochsen, in der Meinung, den Künstler auf die Hörner zu nehmen und ihn in der Stube herumzutragen, daß seine Kunst zu Schanden würde. Der wischte aber mit seinem Steine hervor, und bannte mich von Stund an so fest, daß ich mich nicht von der Stelle rühren konnte.

Ich war sehr böse, daß der Stein so viele Gewalt über mich hatte. Der König rief endlich: Ihr Künstler von einander. Sogleich nahm er den Bannstein zurück, und nun war ich erst meiner Glieder wieder mächtig.

Ich machte dem Könige recht schiefe Gesichter, und hätte den Fremden gern umbringen mögen; denn ich merkte, daß ihm der König schon mehr zugethan war, als mir selber. Der König sagte: Künstler! ich will euch beide an meinem Hofe behalten, mit einem gleichen Gehalte, aber keiner muß dem andern zuwider sein, sondern ihr müßt nur immer fleißig dahin trachten, wie ihr mir die Zeit vertreiben wollt. Das ist euer Hauptaugenmerk, und darum laßt nur allen Neid und Zwiespalt, denn das ist mir zuwider.

Wir versprachen es dem Könige und ergötzten ihn auch wirklich unverdrossen.

Es war nun an dem, daß der König ein großes und kostbares Fest geben wollte, wozu alle Minister und auch die fremden Gesandten eingeladen wurden. Uns beiden war vorher aufgegeben, die Fremden vollkommen zu erlustigen, wenn sie erschienen wären. Wir thaten es aus allen Kräften, und als die Tafel aufgehoben war, verfügten sich alle in den herrlichen Schloßgarten. Auch hier verwandelte ich mich in unterschiedliche Thiere und wurde dann gebannt; auch wurde ich zu einem schönen Pudel, auf dem der Zauberer herum ritt. Alle Menschen gestanden, daß sie noch nie dergleichen gesehn hätten.

Unter andern Denkwürdigkeiten machte ich mich zum Adler und nahm dem obersten Staatsminister die Perücke vom Kopf, mit der ich in der Luft auf eine artliche Weise spielte, sie mir auch selber auf meinen Adlerskopf setzte, und so hin und her flog, worüber ein lautes allgemeines Lachen entstand, so, daß sich der König so wie die Uebrigen gewiß rechtschaffen von ihren Regierungsgeschäften erholten.

An dem Tage löste ich aus meiner Kunst sehr vieles Geld; denn ich sprach den Herren mit meiner Büchse gar fleißig zu. Der Zauberer wurde darüber neidisch und eifersüchtig, was ich aber nicht gleich gewahr wurde.

Verwandelte mich in aller Unschuld in ein wildes Schwein, um die Hoflustbarkeiten fortzusetzen; der neidische Künstler bannte mich, wie immer geschehen war, nahm aber zum Ueberfluß einen derben Knittel, womit er dermaßen auf mich zuschlug, daß ich fast alle Besinnung verlor.

Lag noch in Ohnmacht und hörte, wie der ganze Hof über mich lachte. Die Wahrheit geht mir nun über alles, sonst

würde ich dergleichen Abentheuer lieber verheimlichen. Der König insonderheit wollte sich vor Lachen beinahe ausschütten; kurz, es war keiner, der an meinem Unglücke nicht eine innige Ergötzlichkeit genossen hätte.

Ich sahe, daß der Fremde dadurch noch beliebter ward, wurde augenblicklich dadurch und durch die empfangenen Prügel disgustirt, verwandelte mich in eine Fliege und flog nach dem türkischen Hof, wo der Kaiser meines Umgangs so gern hatte theilhaftig werden wollen.

Des türkischen Kaisers Freude läßt sich durchaus nicht beschreiben, als er hörte, daß ich mich nun an seinem Hofe aufhalten wollte. Er fiel mir um den Hals und kreuzigte und segnete sich vor lauter Entzücken. Mir war es lieb, daß er von meiner Person so viel hielt.

Er schenkte mir sogleich eine Equipage, damit ich beständig um ihn sein könnte, ohne so viel zu Fuß zu laufen. Da es so weit gekommen war, mußte ich ihn in meinem Wagen auf seinen Spazierfahrten, Reisen und Jagden begleiten, damit ich ihn gleich erlustigen könnte, sobald es ihm nur in den Sinn käme. Ich war mit allen diesen Einrichtungen sehr zufrieden.

Nach einiger Zeit wurde beschlossen, eine große Jagd einzurichten, zu der ich ebenfalls eingeladen wurde. Unterwegs verirte ich die Bedienten auf eine ziemlich sinnreiche Art, indem ich mich bald in einen Vogel, bald in ein wildes Thier verkleidete, und sie so erschreckte.

Auf der Jagd selbst hatte ich kein sonderliches Glück, welches daher kam, daß ich mit meinem Gewehre immer weit daneben schoß, worüber auch viele Stichelcien von den Bedienten aushalten mußte. Dies ging mir durch die Seele; weil ich von jeher auf meine Ehre gehalten habe. Der Kaiser verlangte, ich sollte mich als Mensch davon machen, und lieber als ein Thier

erscheinen, weil er mich so lieber leiden mochte. Gehorsamte auch augenblicklich, und lief als ein Bär im Walde unter den übrigen Thieren herum.

Meine Bereitwilligkeit hätte beinahe zu meinem größten Unglücke ausschlagen können; denn ein Bedienter, der mir nicht sonderlich gewogen war, zielte nach mir, und ich hörte die Kugel dicht vor meinen Ohren vorbei sausen. Das war ein Schreck!

War auch nicht faul, sondern ging gleich in meiner eignen Person zum Kaiser und klagte ihm diese Niederträchtigkeit. Er war erschrecklich ungehalten; der Bediente gab vor, er hätte gar nicht nach mir geschossen, es sei unbekannterweise geschehn, und es sei nur einem veritabeln Bären zugedacht gewesen. Mußte mich mit dieser kahlen Ausflucht zufrieden stellen, weil ich es ihm nicht beweisen konnte.

Seitdem wurde ich etwas bange, mich zu verändern. Der Kaiser befahl aber, daß niemand von seinen Bedienten schießen sollte, er wollte es allein verrichten; sollte sich auch keiner unterstehn, ein geladen Gewehr zu führen. Worauf mir wieder etwas ein Herz fassete.

Ich machte mich nun zu einem Wolf und spazierte so in den grünen Wald hinein. Es war in der That ein angenehmes Wetter, und von jeher bin ich für schöne Natur empfindlich gewesen. Dachte aber auch daran, nicht bloß so müßig herum zu laufen, sondern Nutzen zu stiften; trieb also alle erschreckten Thiere im Walde meinem gnädigsten Kaiser entgegen, daß er sie desto besser schießen konnte. Die Aufmerksamkeit wurde gut vermerkt und so der ganze Tag zugebracht.

Auf dem Rückwege neckte ich die Bedienten wieder in unterschiedlichen Gestalten, weshalb mir auch alle ziemlich aufsäßig wurden. Doch macht sich ein Mann meines Gleichen niemals

etwas daraus, was dergleichen gemeine Bedienten von ihm denken mögen.

Es ist eine Einrichtung des Schicksals, daß die größte Herrlichkeit des Menschen niemalen allzu lange dauert; und das war auch leider mit mir der Fall. War so hübsch dick geworden und mußte bald wieder um so vieles rückwärts kommen.

Der Kaiser gab allen seinen Bedienten, worunter ich mich diesmal auch mit zählen ließ, einen großen Schmauß. Da war an Wein und allen Eßwaaren ein großer Ueberfluß. Wir ließen es uns alle herrlich schmecken, sonderlich ich, der ich mich in dieser Gesellschaft für den Vornehmsten hielt. Es kam bald dahin, daß ich so gut wie besoffen war, worauf ich mich denn so gemein machte, unter diesen schlechten Bedienten mit meiner Wurzel allerhand Kunststücke anzustellen. Hätte es dazumal wohl schon überdrüssig sein können.

Die Canaillen merkten sich die Wurzel und als ich nachher in einen tiefen Schlaf verfiel (hatte kaum noch so viel Besinnung, mich wieder zum Menschen zu machen), nahm mir einer von diesen Schurken die Wurzel heimlich weg und warf sie in's Wasser. Liefen darauf nach Hause und ließen mich im Wirthshause schlafen.

Ich erwachte erst am folgenden Mittag und erschrak, daß es schon so spät sei, und daß ich meinen Kaiser in so langer Zeit nicht gesehn hatte. Ich ging nun sogleich an den Hof.

Man saß schon bei der Tafel, und der Kaiser hatte schon viele Künste von mir wollen machen lassen, deshalb war er ungehalten, als ich so spät erschien. Ich sollte gleich ein Pferd werden, und war auch willig und bereit dazu; aber ich mochte mich abarbeiten, wie ich wollte, es half nichts, ich blieb immer nur ein Mensch. Erst sah ich mich an, dachte, ich wäre noch

besoffen; da ich aber an meinen Füßen deutlich die Schnallen sah, blieb mir kein Zweifel übrig. Quälte mich von neuem, aber es wollte durchaus nichts aus mir werden.

Ich suchte in der Tasche, und nun merkte ich, daß mir die Wurzel fehlte. O wie fing ich an zu heulen und zu schreien! Der Kaiser glaubte erst, das sollte eine Kunst vorstellen, und sagte: es wäre gut, ich sollte mich nun aber auch sputen und ein Pferd werden. Worauf ihm denn mein Anliegen entdeckte, daß mir meine Wurzel gestohlen wäre, und fing von neuem an zu heulen. Nun aber erschrak er und wurde ungehalten. Ich wußte nicht, wo mir der Kopf stand, da ich nicht zum Thier werden konnte.

Einer am Hofe, der mich immer mit Neid angesehen hatte, sagte: meine ganze Kunst sei gewiß nur eitel Blendwerk gewesen und das mit der Wurzel ein leeres Vorgeben. Meine Zeit sei nun aus, und ich könne darum nichts mehr machen.

Der Kaiser glaubte, was der Esel sagte und wurde sehr ergrimmt über mich, daß ich mich bisher unterstanden hätte, ihm einen blauen Dunst vorzumachen, und daß nichts hinter mir sei. Er sagte mir also ohne Weiteres, ich möchte mich aus seinem Schlosse fortscheeren und ihm nie wieder unter die Augen kommen. Mit welchen Worten er fortging.

Die Bedienten warfen mich lachend zur Thür hinaus, der Thürhüter ergriff sogar die Peitsche, womit er mir meinen Abschied gab, und so gelangte ich Unglückseliger aus der Türkei, die ich mit keinem Auge wieder zu sehen wünschte.

So war mein großes Glück zu Schanden geworden und alles verloren. Ich konnte mich lange nicht darin finden, als ich so unverhoffterweise aus der Türkei war verbannt worden.

Wanderte nun wieder auf gut Glück umher und hatte dazumal alle Lust zum Arbeiten verloren. Das kommt leicht,

besonders wenn man sich, wie mir geschehn war, durch das Künstlerleben verwöhnt hat: so hatte ich mich auch in die Kunst vernarrt, und darum kam mir mein Handwerk als was Gemeines vor. Es kam so weit mit mir, daß ich mich geradezu auf's Betteln legen mußte, um nur meinen Lebensunterhalt zu finden. Hatte bei dieser Gelegenheit mancherlei Schwierigkeiten zu überstehn.

So war ich bis nach Sibirien gekommen, wo es recht kalt ist. Hier ward mir das Betteln zuwider, weil die Leute in den Gegenden so grob sind. Ich meldete mich also wieder bei den Schneidermeistern, in der Absicht, mein Handwerk fortzusetzen; aber keiner von allen wollte mir Arbeit geben. Daneben erfuhr ich (wie ich es auch wirklich sah), daß man in diesen Gegenden viele Pelze trug, die ich nicht zu nähen verstand. Es geschah der Kälte wegen. So kam ich in immer größre Noth. Dazu kam noch, daß man um die Zeit, von wegen eines Krieges, viele Soldaten aushob, so daß ich auch fürchtete, Rekrut werden zu müssen, wogegen von meiner Geburt an eine große Furcht getragen. Wußte also unter diesen Umständen nicht aus noch ein.

So lief ich immer weiter in Sibirien hinein und fiel endlich gar auf den Entschluß, desperat zu werden. Doch besann mich noch ein Weilchen und nahm mir vor, das zu meiner letzten Zuflucht aufzuheben. Wohl tausendmal zog ich Wurzeln aus und probirte daran, mich zu verwandeln: aber immer vergebens.

Ich kam eines Abends an ein Wirthshaus und war schon so müde, so daß ich unmöglich weiter gehn konnte. Ich meldete mich beim Wirthe, da ich aber vielleicht dermalen etwas Unansehnliches in meinem äußern Ansehn hatte, so wollte er mich nicht aufnehmen, weil er sagte, daß sein ganzes Haus schon mit Gästen besetzt sei. Ich hörte auch, wie sie lustig waren

und mit den Kannen lärmten, welches mir einen doppelten Trieb verursachte, hier einzukehren. Der Wirth war anfangs gar nicht gut auf mich zu sprechen, so daß er so weit ging, mir die Thür vor der Nase zuzuwerfen, worüber mich erzürnte, und in meinen Bitten noch dringender fortfuhr.

Er ließ sich endlich erweichen, daß er mir eine Stelle auf der Ofenbank gönnen wollte, um dort in der Nacht auszuruhn. Ich ließ mir den Vorschlag gefallen und folgte ihm in die Stube, wo mich an Branntewein und Bier dermaßen erlabte, daß ich nun in den Wirth drang, mir doch ein Bett zu verschaffen, weil ich auf meiner Wanderschaft seit lange dergleichen Bequemlichkeiten habe entbehren müssen. Hieß mich einen groben Esel nach dem andern, der nimmermehr zufrieden sei, und hatte bei aller seiner Grobheit gewissermaßen Recht. Ich brachte einen andern Diskurs auf, und brachte auf's Tapet, daß ich schon der Favorit eines Königs und Kaisers gewesen sei, wodurch ich den Wirth in ein ziemliches Erstaunen versetzte, so daß er meiner Rede mit großer Begierde zuhörte.

Er fing nunmehr an, andre Saiten aufzuziehn und gestand, daß er noch ein Bett übrig habe, könne es aber keinem honetten Menschen anbieten, weil die Kammer, worin es stehe, von einem Gespenste in Gestalt einer Katze beunruhigt wäre. Sagte darauf, ich wollte mit dem Gespenste schon bekannt werden, wenn er mir nur das Bett wolle zukommen lassen; sei selbst oft eine Katze gewesen und wisse also ein Wörtchen darüber mitzusprechen; dürfe mich also nicht fürchten. Eine Katze sei ein nothwendiges gutes Hausthier und dergleichen wunderliche und witzige Einfälle mehr; weil ich dachte, der Wirth sage dergleichen nur, um mir bange zu machen. Da der Wirth meinen großen Muth sah, brachte er mich auf die verdächtige Kammer.

War im Grunde so dreist, weil ich fest überzeugt war, es sei kein Ernst mit dem Gespenste; denn sonst hatte immer vor Gespenstern große Furcht; aber ich dachte, er wolle mir das Bett nicht in Ruhe gönnen.

Nun war ich allein und dachte an die Worte des Wirths, und da es in der Kammer wüst und unordentlich aussah, auch Nacht war, und Niemand weiter zugegen, so fing schon an, mich meine freche Redensarten gereuen zu lassen. Ueberdachte dann wieder, daß doch Aufklärung in der Welt sei, die Gespenster abgeschafft und dergleichen. War überhaupt nur für das Mittelalter die Einrichtung mit dem Aberglauben, um die rohen einfältigen Leute zu lenken und unser Zeitalter ist nun darüber weg. Habe auch jetzt in meinem Kaiserthum eigene Leute angestellt, die täglich gegen den Aberglauben predigen müssen und Bücher dagegen drucken (ein mühsames Geschäft), um nur die lieben Unterthanen nicht gar in der angebornen Dummheit verwildern zu lassen.

Alles das wurde mir aber dazumal gar übel versalzen.

Ich war noch immer allein auf meiner Stube und ließ sich kein Gespenst, vielweniger eine Katze hören oder sehn. Darüber wurde mir immer mehr bange, und beschloß endlich, zu Bett zu gehn. Richtete diesen Vorsatz auch in's Werk, nachdem vorher gebetet und gesungen hatte. Ich schlief auch wirklich bald ein und schlief auch recht gut. Außer, daß ich nach einiger Zeit wieder aufwachte und vor meiner Thür ein Gerassel, wie mit Ketten, vernahm. Gedachte anfangs, es möchte wohl die oft erwähnte Katze sein; doch beruhigte mich wieder, indem mir vorstellte, daß mir der Wirth und seine Magd ohne Zweifel nur einen Schrecken veranstalten wollten. Beruhigte mich damit und schlief wieder ein; denn ich konnte, wie schon gesagt, an Gespenster durchaus nicht glauben.

Schlief wieder ein, da hörte ich die Kammerthür ganz deutlich aufmachen; natürlich wachte ich auf, um nachzusehn, wer da sein könnte. Das war gut. Es war aber Niemand da; denn ich konnte mich ganz deutlich und genau umsehn, weil der Mond in der Nacht sehr hell schien. Nun kam mir das Grauen von neuem an, und ich glaube, daß dergleichen Umstände jedermann bedenklich scheinen würden, vollends wenn man schon vorher von einem Gespenst hat reden hören. Indem ich so nachdachte, kam wirklich eine große schwarze Katze zum Vorschein, die sich mit allerhand wunderlichen Gebehrden in der Stube auf und ab trieb, aber sonst nichts von Bedeutung vornahm.

Ich wollte mich von dergleichen Ceremonien nicht länger beunruhigen lassen, weil gern schlafen wollte, mir auch Gespenster außerdem zuwider, ich nun auch noch vollends dachte, es sei nichts weiter, als eine pur natürliche Katze. Derohalben machte keine großen Complimente, sondern griff ohne weiteres zu meinem Stocke und damit über die Katze her. Weil ich glaubte, der Wirth habe sie etwa mir zum Possen in die Kammer gesetzt.

Ich mochte dieselbe Katze ohngefähr ein Vater Unser lang geprügelt haben, als sie sich unvermutheterweise auf die Hinterbeine stellte, und alsdann die steile Wand hinaufkletterte. War mir dessen nicht versehn, ob ich gleich selbst als Katze sonst dergleichen Kunststück gemacht hatte: denn bei den Krallen, die eine Katze in den Beinen hat, ist dergleichen eben nichts Uebernatürliches. Was nun aber geschah, hatte ich niemals denken können. Ohne Umstände eröffnete sich nämlich mit großem Krachen die Decke der Stube, und mit einem fürchterlichen Brausen fuhr die Katze hindurch.

Ich stand lange und wußte nicht, was ich denken sollte; da aber die Stube wieder ordentlich zu war, wie vorhin, so legte mich wieder nieder und schlief weiter.

Es war beschieden, daß ich in dieser Nacht noch einmal aufwachen sollte; denn nach einer Stunde ohngefähr ließ sich derselbe Lärm von neuem spüren. Ich ließ mich sogleich munter werden, und siehe, es war Niemand anders wieder da, als die obenbemeldete schwarze Katze. War böse, daß ich immer so im Schlafe turbirt sein sollte; aber da half kein Sauersehen, denn die Katze fragte nichts danach, sondern machte im Gegentheil ein erschreckliches Gerassel und Geprassel, so daß man hätte denken können, die Welt solle einfallen.

Als ich so in den größten Aengsten lag, sagte die Katze mit vernehmlicher Stimme: Fürchte dich nicht, mein Freund. — Als ich nun gar diese Katze mit einer menschlichen Stimme reden hörte, kroch ich vor Angst unter die Decke des Betts und hielt mir mit Gewalt Augen und Ohren zu. Aber die Katze sagte noch einmal: fürchte dich nicht, werthgeschätzter Freund! worauf alsbald erwiederte: da mag sich der Teufel nicht fürchten! geh' ich will mit dir nichts zu thun haben.

Ermannte mich doch und dachte innerlich, hinter der Katze möchte vielleicht auch ein Künstler stecken, der eine wunderbare Wurzel, wie die meinige gewesen, in seiner Gewalt besitze, fragte also ohne Umstände: wenn sie, werthgeschätzter Herr Freund, ein Künstler sind, so geben sie sich nur augenblicklich zu erkennen; denn ich habe mich ehemals wohl auch von der Kunst ernährt, ein Kamerad darf dem andern kein Leids zufügen; sondern wollte im Gegentheil gebeten haben, mir lieber ein Stückchen Ihrer Wurzel zukommen zu lassen, damit wieder mein altes Handwerk zu treiben im Stande bin, weil mir bis dato nicht der gute Wille zur Arbeit mangelt, sondern es mir nur am Handwerkszeuge gebricht, als welches einmal verloren hatte, da außer der maßen besoffen war.

Die Katze machte große Augen, als dergleichen Reden führte. Was fabelst du, sagte sie von einer Wurzel, ich bin kein Künstler,

sondern im Gegentheil ein höchst unglückseliges Gespenst, das nach Erlösung schmachtet, die ich auf keine andre Art, als durch deine Hülfe zu erlangen weiß. Bist du aber ein Künstler, so ist das desto besser für dich; glücklich ist der Mensch, das weiß ich nun aus Erfahrung, der nicht als eine Katze umzugehn nöthig hat.

Habe immer bemerkt, daß kein Mensch recht mit seinem Stande zufrieden ist, und diese Erfahrung bestätigte sich auch hier. Trachtete überhaupt von jeher dahin, auf meinen Reisen meine Menschenkenntniß zu vermehren, und wenn man so reist, sind Reisen einem jungen Menschen überaus nützlich.

Ich mochte übrigens mit dem Erlösen nichts zu thun haben, und sagte es auch der Katze gerade heraus, daß das meines Amts nicht sei, daß ich Niemand in sein Handwerk pfuschen wolle, und dergleichen mehr. Sei ein Mensch, der sich von Jugend auf nicht auf dergleichen applizirt habe und könne in der Unwissenheit vielleicht das Uebel nur ärger machen.

Die Katze, da sie hörte, daß ich ihr ihre Bitte geradezu abschlug, stellte sich erbärmlich an und heulte und miaute dermaßen, daß es einen Stein in der Erde hätte erbarmen mögen, wurde also ebenfalls gerührt, und betheuerte, daß ich gerne dienen wollte, wenn es mir nur möglich sei. Die Katze sagte hierauf, ich möchte ihr nur vertrauen, so wolle sie mich glücklich machen: sie wolle mir nämlich einen Schatz gönnen. Bedankte mich gar höflich für die gütige Gesinnung, und nahm die Nachtmütze ab, ihr mein schuldiges Compliment zu machen, wobei mich aber so verlauten ließ: Ja, traue doch der Henker irgend einem eures Gelichters, ich weiß wohl, wie es oft mit dem Schätzeheben zugeht. Erstens ist oft gar nichts dahinter, und ich habe manche saubere Geschichte von den Betrügereien der Schatzgräber gehört; zweitens bricht eures Gleichen gern die Hälse, wenn auch Schätze da sind; denn ich weiß, das ist eure Passion; drittens habe ich sie, werthgeschätzteste Katze

vollends mit dem Knittel heimgesucht, weil ich ihren Stand als Gespenst nicht wußte, und dadurch ein grobes Versehn gegen die Etikette und gute Lebensart begangen, was sie mir gewiß wieder einträuken werden. Thut mir also leid, daß ich nicht die Ehre haben kann, den Schatz zu heben, oder ihre Erlösung zu bewerkstelligen.

Da die Katze merkte, daß sie mit trocknem Maule wieder würde abziehen müssen, fing sie auf die kläglichste Art an zu winseln und sich auf bewegliche Bitten zu legen. Sie versicherte mir, daß sie ein Gespenst sei, das Ehre im Leibe habe und keine Tücke oder Bosheit hinter den Ohren; sei ihr auch mit Halsbrechen gar nichts gedient, sondern wünsche im Gegentheil nichts so sehr, als mir nützlich sein zu können, habe mir auch die Prügel vergeben, und wünschte nur, als eine arme Seele im Grabe Ruhe zu haben und dergleichen; denn Irregehn sei ihre Sache nicht, habe immer ein stilles, einfaches und häusliches Leben geliebt, sich zwar immer die Fortdauer nach dem Tode gewünscht, aber nicht gerade als Katze. Und was dergleichen Rednerkünste mehr waren, die sie vollbrachte um mich zu bewegen.

Traute ihr immer noch nicht, weil ich weiß, daß Katzen falsche Thiere sind, und machte ihr diesen meinen Einwurf. Sie war aber gleich mit Antworten fertig und bat inständigst, ich möchte mich nicht an ihr Aeußeres stoßen; denn das sei nur Nebensache, sie sei eigentlich ihrem wahren Stande und Herkommen nach eine unglückliche Menschenseele, die mit einem Schatze zusammenhänge und nur zur Ruhe komme, wenn dieser fatale Schatz durch mich gehoben würde. Ich solle mich auf ihr Wort verlassen, daß mir kein Leids geschehen würde.

Ich hatte vor, mit Schwatzen so lange die Zeit zuzubringen, bis in der Nähe ein Hahn krähe, oder der Morgen anbreche, weil ich alsdenn vor dem Gespenste sicher war. Bat also, man möchte mir seine Geschichte erzählen, wie dergleichen gebräuch-

lich sei und mir sagen, wie man dazu gekommen sei, im Tode keine Ruhe zu haben und dergleichen. Die Katze, die aber wohl meine hinterlistige Absicht merken mochte, fing bitterlich an zu weinen und beschwur mich von neuem, wobei sie zu Betheurung ihrer Unschuld die Hand auf die Brust legte, in Summa, sich so kläglich geberdete, daß ich züm Gespenste mehr Zutrauen faßte.

Verlangte also, sie möchte mir nur einen Wechsel ausstellen für meinen Hals, damit ich's doch Schwarz auf Weiß habe, daß sie mir nichts thun wolle, und daß sich bei Hebung des Schatzes keine höllischen Heerschaaren drein mengen dürften; ich sei nicht für mich selber besorgt, sondern es schiene mir blos des Halses wegen nothwendig, dergleichen Präkaution zu gebrauchen.

Hierauf machte die Katze einen hohen Buckel und fragte erbost: ob ich sie etwa gar zum Narren habe; wenn ich sie erlösen wolle, so solle ich sie erlösen, besonders da es ein so leichtes Stück Arbeit sei, sonst wolle sie den großen Schatz einem Andern zuwenden. Es sei weder Papier, noch Feder oder Dinte in der Kammer, und es mache viele Umstände den Wirth erst zu wecken. Gebe mir außerdem ihr Wort, daß mir nichts geschehen solle, ich müsse wohl noch wenig mit Gespenstern umgegegangen oder an wahre Galgenstricke gerathen sein, daß ich ihnen nicht mehr Rechtschaffenheit zutraue, sei schon genug, daß Menschen Spitzbuben wären, brauchte dergleichen nicht auch in der Geisterwelt einzureißen; der Satan mit seinen Schaaren habe mit ihr durchaus nichts zu schaffen, sie führe ein Privatleben und wäre im Grunde selig, das bischen Umgehen abgerechnet. Sie wolle mir die Hand darauf geben, daß mir nichts geschehen solle. Mit Erzählen könne sie sich durchaus nicht abgeben.

Ich ließ mir die Hand geben und dachte immer, die unglückselige Person würde kratzen; aber sie behielt die Krallen inwendig, worauf mich denn in der Eile anzog und wirklich mitging.

Wir gingen Beide über den Hof, die Katze voran, weil ich den Weg nach dem Schatze nicht wußte. Hinter dem Pferdestall mußte eine Axt aufheben und damit die Schwelle des Stalles loshauen. Es dauerte nicht lange, so kamen Funken von den wiederholten Schlägen, worauf denn immer muthig fortfuhr.

Nach einiger Zeit kam ein eherner großer Topf zum Vorschein, voll schöner blanker Dukaten. Die Katze sagte, sie sei nunmehr erlöst, gab mir ein zusammengelegtes Papier, und befahl mir, es ja nicht zu öffnen, weil sonst mein Glück sogleich wieder verschwinden würde. Darauf begab ich mich mit meinem Schatze hinweg, und hinter mir geschah ein so heftiger Donnerschlag, daß ich voller Schrecken zur Erde fiel; dabei aber den Geldtopf in beiden Armen eingeklammert hielt. Kam glücklich damit in meine Kammer zurück, worauf ich mir denn alle Taschen voll Dukaten steckte; den Topf selbst aber im Bette verbarg. Am Morgen bezahlte ich meine Zeche und ging von dannen.

Ich lebte nun auf eine prächtige Art; denn mein Geld belief sich auf viele tausend Thaler, so daß ich nun von aller Noth gerettet war, auch mein Handwerk nicht wieder hervorzusuchen brauchte. War also auch immer guten Muths und verzehrte nach Herzenslust. Wie mir denn überhaupt von je an ungern etwas habe abgehen lassen, weil man sich doch immer der Nächste ist.

Quälte mich nun nichts weiter, als die Neugier, was wohl in dem Papiere stecken möchte. Es fühlte sich hart an, was darinnen war. Ich hatte aber doch nicht das Herz es aufzumachen, weil mir die Drohung des Geistes immer noch im Sinne lag, sah mich also genöthigt, anderweitig mit Essen und Trinken mein Gemüth zu zerstreuen. In allen Widerwärtigkeiten des Lebens habe ich in den mancherlei Eßwaaren von jeher einen zuverlässigen Trost angetroffen.

Die Neugier ist ein großes Uebel. Als ich an einem Nachmittage durch eine schöne Gegend ging, und die Hände (wie es denn meine Gewohnheit ist), in der Tasche trug, hatte ich, ohne es selber zu wissen, plötzlich das geheimnißvolle Papier auseinander gemacht. Da entstand ein solches Donnern, Lärmen und Poltern in den Wolken, als wenn der ganze Himmel über mir einfallen wollte, und siehe da, alle mein schönes Geld war wieder verschwunden.

Ich wußte nun zwar, was in dem Papiere gewesen war; allein das konnte mich wenig trösten, denn ich hatte nun nichts weiter, als ein kleines, blankes Steinchen in der Hand. Ich besah es hin und her und weinte meine bittern Thränen.

Da war ich nun wieder so arm, als ich nur je gewesen war und keine Aussicht auf ein neues Glück. Verlor aber darum doch den Muth nicht, sondern überließ mich ganz der Führung der Vorsehung, weil ich überzeugt war, daß sie schon wieder auf eine andre und bessere Art für mich sorgen würde.

War, wie schon gemeldet, sehr mißvergnügt und wußte gar nicht, was nun in der Welt anfangen sollte, so daß auch schier alle Hoffnung verlor und manchmal beschloß, mich aufzuhängen. Gedachte wohl freilich manchmal, es müsse wohl wieder anders und besser werden; indessen konnte ich es doch niemalen gewiß wissen.

Mußte also wieder Hunger und Kummer leiden; denn ohne Geld ist man gewiß ein verlassener Mensch, und das Elend ist um so empfindlicher, wenn man schon einmal die Freude des Wohlstandes gekostet hat.

Ich dachte oft, in dem zurückgelassenen Steine müsse vielleicht eine wunderbare übernatürliche Kraft verborgen liegen, weil er doch von einem Gespenste herrühre, und gab mir deshalb alle Mühe, etwas dergleichen an ihm zu entdecken, wovon

ich wieder mein Brod in Ruhe essen könnte. Ich glaube es ist fast nichts in der Welt, worauf ich nicht in meinen damaligen Umständen verfallen wäre, weil einen großen Trieb in mir verspürte, mich aus meiner gegenwärtigen Noth zu reißen. Mußte aber noch ziemlich lange darinnen verharren.

Damals gab ich mich ungemein mit der Naturwissenschaft ab, und legte mich vorzüglich auf die sogenannte Experimentalphysik. Ich machte unaufhörlich Versuche, wozu der Stein doch in aller Welt zu gebrauchen sei; bald wollte ich mich damit verwandeln, bald gedachte ich, er solle etwa andre Materialien in Gold verwandeln; aber er wollte sich in der That zu nichts bequemen, so daß alle mein Studiren nur weggeworfene Zeit war. Ich wurde oft darüber böse.

Damals habe ich eingesehn, was für eine gute Sache die Wissenschaften sind, hatte nichts zu beißen und zu brechen, nichts auf und nichts im Leibe, meine Seele abgerechnet, die ich auch unermüdet beschäftigte. Es kam so weit, daß ich wieder bettelte, wobei mich trefflich mit Lügen behelfen mußte, um die Leute nur in Mitleiden, Theilnahme, Menschenliebe und dergleichen hinein zu bringen. Gab mich oft für einen Krüppel aus, oder einen Abgebrannten, that auch manchmal, als wenn ich nicht sprechen könnte, welches mir recht leicht zu bewerkstelligen war, da ich an manchen Orten überdies die Sprache nicht inne hatte. So hatte immer alle Hände voll zu thun, um mich nur ehrlich durch die Welt zu bringen.

Habe seitdem aber keine Katze vor Augen leiden können, was gewiß eine große psychologische Merkwürdigkeit ist, da ich ihnen vor dem Vorfalle mit dem Gespenste ordentlicherweise gut war. Aber ich war innerlich zu sehr erbost, daß so meine Schätze wieder verschwunden waren, ob es gleich meine eigne Schuld war. Dachte aber oft, daß mir die Bestie nur den Stein gar nicht hätte geben dürfen, so wäre mir auch das Unglück nicht begegnet.

Es ist viel, daß ich bei meinen mancherlei Unglücksfällen kein einzigesmal in die eigentliche Verzweiflung gefallen bin. Aber ein großer Mann läßt sich sein Schicksal nicht anfechten, und von Kindheit an haben immer schon Spuren und Saamenkörner meiner jetzigen Größe in mir gesteckt.

Mußte mich damals mit Wünschen und mit meiner Phantasie begnügen, wenn ich manchmal großen Appetit zu delikaten Eßwaaren und Getränken hatte.

Es kam aber die Zeit, wo ich die Kraft und Tugend des Steins erproben sollte; denn es begab sich, daß ich in eine wunderbare Gegend kam. Es war nämlich an einem Orte, an dem Ruinen eines ehemaligen Schlosses standen; die Berge waren wüste und voller wilden Felsenstücke. Wurde mir angst und bange, als ich durch diese Gegend ging, und ich hatte noch niemals dergleichen gesehn. Wie wurde mir nun aber erst, als ich oben auf dem Berggipfel allerhand wunderliche Gestalten in den seltsamsten Posituren wahrnahm, die sprangen und tanzten, und sich mit fürchterlichen Geberden umhertrieben. Es war nicht anders, als daß diese Personen Gespenster vorstellen mußten, und da ich dies merkte, war ich in der vollkommensten Angst.

Da ich mich so fürchtete, wollte ich an diesen Creaturen die Gewalt meines Steins versuchen, und siehe da, diesmal gelang mir's über meine Erwartung. Die Gespenster, die vorher ein großes Lärmen gemacht hatten, waren plötzlich stille und alle gebannt, daß sie sich nicht rühren konnten. Ich merkte gleich, daß der Stein dies Kunststück gemacht habe, worüber eine große Freude empfand und überlegte, was es mir etwa für Nutzen bringen könne.

War noch etwas furchtsam, kletterte aber darnach mit einiger Mühe das Gebirge hinauf und befand mich nach einiger Zeit

oben. Worauf ich die Gespenster in eigner Person besichtigte und Figuren von allen möglichen Farben antraf. Es war mir eine große Freude, daß mir keiner von diesen bösen Geistern etwas anhaben konnte, sondern sie sich alle vielmehr vor mir fürchteten und entsetzten. War mir bis dahin noch nicht begegnet.

Da ich sah, daß es so gut ablief, machte ich sie wieder von ihrem Banne frei und erlaubte ihnen, die vorhin gehabten Lustbarkeiten und Ergötzlichkeiten forzusetzen. Worauf sie denn für erlaubte Permission dankten, und ihre unterbrochenen Quadrillen und Englischen Tänze wieder anfingen.

Ich fragte hierauf, was diese Festlichkeit zu bedeuten hätte, und warum sie, da sie doch, wie ich wohl sehn könnte, Gespenster wären, ihre Zeit mit Tanzen und Springen zubrächten.

Einer, der der älteste und vernünftigste unter ihnen schien, trat hervor und sagte: Mein Herr, es scheint, sie kommen aus einer fremden Gegend, und darum will ich sie von allem unterrichten. Sie haben einen Stein in ihrer Gewalt, der uns zwingt, alles zu thun, was sie uns befehlen, und darum muß ich auch antworten, was sonst meine Art gar nicht ist. Wir stehn, mit Erlaubniß zu sagen, unter der Botmäßigkeit des weltberühmten Satans, sonst auch Teufels genannt; dieser Unmensch hat uns schon seit lange auf dies Gebirge zur Strafe hergebannt, und uns jährlich nur einen Tag vergönnt, an dem wir uns lustig machen dürfen. Gerade heute ist dieser Mardi gras, und wenn es ihnen sonst gefällig ist, so dürfen sie nur an unserm Balle Theil nehmen.

Bedankte mich für die Höflichkeit des Gespenstes, sagte aber auch zugleich, daß ich nie ein großer Tänzer gewesen, sondern mich immer ohne dergleichen Freudensbezeigungen beholfen. Worauf sie alle bedauerten und versicherten, keiner unter ihnen, den ich aufgefordert, würde mir es abgeschlagen haben.

Ich fing nun an meine Kräfte und Talente zu fühlen, und sagte: ich hoffte nun sogar, den Teufel selbst unter meine Botmäßigkeit zu bringen, worauf jener antwortete, daß es mir mit dem Steine gar nicht fehlen könne.

War also nicht langsam, sondern fing an, den Satan zu beschwören, der sich auch sogleich in Gestalt eines gräßlichen Löwen einstellte, und so fürchterlich brüllte, daß die Gebirge davon wiederhallten. Kümmerte mich aber nicht viel um sein Brüllen. Fragte mich obbesagter Teufel hierauf mit feurigen Blicken: ob ich gesonnen sei, einen Contrakt mit ihm zu machen und mich ihm mit meinem leibeigenen Blute zu unterschreiben. Mußte lachen, ob es gleich der Satan war, und fragte ihn: ob er dächte, daß ich ein Narr sei, daß er dergleichen Anerbieten sich zu machen unterstünde, da er schon überdies in meiner Gewalt sei. Ich habe meine Oberherrschaft über die Geister einer gewissen Katze zu danken, der ich einen kleinen Dienst geleistet, worauf sie sich auf diese Art erkenntlich bezeigt.

Ließ mich nun ohne weiteres Bedenken vom Satan selbst zu einem vergrabenen Schatze führen, der in einem verfallenen Brunnen verborgen lag; selbigen mußte er in eigner Person holen und mir einhändigen. Hatte nunmehr noch größern Muth und deutete ihm an (dem Satan), er möchte sich künftig nicht als Löwe zu mir bemühen, sondern als ein ordentlicher vernünftiger Mensch erscheinen, falls ich darauf fallen sollte, ihn zu zitiren. Worauf er mir die Hand geben mußte. Ging fort und war sehr verdrießlich, daß ich ihn so bezwungen hatte.

Ging nun fort und hatte vermittelst meiner dienstbaren Geister niemalen Geldmangel; denn so oft ich wollte, ging ich aus und zitirte, und ließ mir Schätze holen. War ein be=

quemes Leben und hatte es doch nunmehr wieder mit des Himmels Beistand durchgesetzt, daß nicht zu arbeiten brauchte.

Ich schaffte mir eine Kutsche, Pferde und Bedienten an, und reiste immer in der Welt umher, allenthalben traktirte man mich wie einen großen Herrn, weil die Leute glaubten, ich sei ein Graf, Minister oder dergleichen. War aber nichts dahinter, konnte aber gewahr werden, daß das Geld in diesem irdischen Leben die Hauptsache sei.

Damals studirte alle Lebensmittel durch, die es nur gab; weil mir dieser Zustand der Herrlichkeit etwas Neues war. War überaus vergnügt.

Da ich nun ein bemittelter und wohlhabender Mann war, so schaffte mir auch einen Narren oder sogenannten Hanswurst an. Derselbige Mensch mußte sich immer dumm anstellen; war aber im Grunde klüger, als ich. Er mußte auf nichts als Narrenstreiche denken, während ich meine ernsthaften Beschäftigungen vornahm, damit ich mich wieder erholen und zerstreuen konnte. War dergleichen auch überaus nöthig, um am Ende nicht gar melancholisch zu werden, als wozu in meinem Temperamente große Neigung verspürte; noch mehr aber zum phlegmatischen.

Damals gab ich mir auch einen andern Namen und nannte mich Tunelli, weil man mich in der Jugend immer Tonerle genannt hatte. Wurde gewissermaßen dick und fett, als wozu zweifelsohne die sorgenfreie Lebensart vieles beitrug, denn ließ mir gerne Essen und Trinken gut schmecken, und machte wohl fünf bis sechs Mahlzeiten des Tages, als welches sehr gesund sein soll; war aber doch niemalen dabei unmäßig.

Da ich sah, daß es mir so gut bekam, machte ich immer

mehr Aufwand. Wenn mein Geld verzehrt war, ließ ich mich mit meiner Kutsche ausfahren. Im Walde oder Felde ließ dann still halten, mit dem Bedeuten, sei gesonnen, mich ein wenig in der schönen Natur umzuschauen, um die Gegend und dergleichen zu genießen. Mit dem Vorgeben ging ich dann bei Seite und zitirte ohne Umstände den Teufel, der als ein Cavalier von vornehmem und vortrefflichem Ansehen erschien, und mir Diamanten und Juwelen überlieferte. Diese Kleinodien steckte ich behende zu mir, setzte mich in meine Kutsche und fuhr dann weiter.

Nach einiger Zeit kam ich in eine große und wohl vornehme Stadt, die man mir auf meine Erkundigung Monopolis nannte. Ich ließ nach dem besten Gasthofe fragen, und stieg also mit allen meinen Bedienten im goldenen Drachen ab.

Der Wirth schien ein Mann von Verstand und Bildung, befahl ihm also gleich, eine überaus delikate Mahlzeit anzurichten und mich ja in nichts zu vernachlässigen. Der Wirth machte viele Complimente, und versprach seine Ergebenheit und unermüdeten Fleiß mit Herz und mit Mund.

Konnte die Zeit kaum erwarten, als ich mich auf meinem prächtigen Zimmer allein befand, bis das Essen fertig war. Ließ mir also unterdeß von meinem Harlekin einige wenige Narrenpossen in der Eil vormachen, die mich nicht sonderlich ergötzten, weil nämlich hungrig war, obgleich sich der Mann alle Mühe gab.

Endlich kam die Zeit, und es wurde eine große Tafel servirt, voller überaus schöner Speisen. Da ging mir das Herz auf und ich wurde wieder lustig, so daß ich ordentlich zu scherzen begann. Denn es ist immer meine Meinung gewesen, daß man gute Laune und Witz eigentlich für die Tischzeit aufheben müsse, weil Beides außerdem weggeworfen ist. Bat also den Wirth,

er möchte sich ohne Umstände niederlassen und mit mir vorlieb nehmen. Der Wirth wäre über meine gütige Herablassung beinahe vor Schrecken in Ohnmacht gefallen, weil er mich für einen Herzog oder dergleichen Creatur ansah. Ich aber fuhr fort in ihn zu dringen und erklärte ihm, ich sei nichts weiter als ein reisender Schneidergesell. Worauf der Wirth sich ordentlich vor Freuden kreuzigte, daß ich so guten Humors sei und aus vollem Halse über meinen Einfall lachte, als wofür er es ansah. Ich ließ ihn endlich bei dem Gedanken, daß ich ein vornehmer Cavalier sei, weil die Menschen doch einmal an diesen Vorurtheilen hängen.

Der Wirth setzte sich endlich auf wiederholtes Bitten zu mir, weil immer lieber in Gesellschaft speise. Ich muß sagen, er aß mit vielem Appetit. Der Narr mußte uns beiden Narrenpossen machen, und ich war nicht der einzige, der lachte, sondern der Wirth auch, was mir lieb war; denn er bewies, daß der Narr gewiß gut und nicht zu verachten war.

Bei Tische kamen wir auf allerhand Materien zu reden. Der Wirth erzählte viel von der Beschaffenheit des Orts und der Einwohner; von dem Geschmack, der dort herrsche, Theater und dergleichen; ich gab aber nicht viel Acht, sondern beschäftigte mich gänzlich mit den Speisen. War mir aber doch lieb, daß einer in meiner Gegenwart was redete, damit der Geist, dem man nichts Besseres bieten kann, doch auch einige Nahrung bekäme.

So kam er auch auf den König des Landes zu sprechen. Jetzt fing ich an Acht zu geben; denn es war auch kein Wunder, daß ich schon satt war. Hatten schon seit drei Stunden bei einander gesessen. Kriegte einen guten Einfall. Erkundigte mich nämlich, was denn der Herr des Landes wohl für ein Herr sei, von was für Complexion, ob er gern esse, ob lieber Fleisch oder Fische, ob er melancholisch oder vergnügt sei.

Merkte bei der Gelegenheit, daß der Wirth ein recht enthusiastischer Patriot sei; denn er strich seinen Fürsten auf die allerbeste Art heraus, so daß ich wohl abnehmen konnte, wie glücklich sich die Unterthanen eines solchen Landes vorkommen müssen. Ich fragte den Wirth weiter, ob es dieser König wohl ungnädig vermerken würde, wenn ich ihn unterthänigst am folgenden Tage zu mir in's Wirthshaus an die Tafel bitten ließ. Der Wirth antwortete: der König würde es sich gewiß zur Ehre schätzen, denn er sei so populär, daß es ihm eine ordentliche Freude sei, gemein zu sein. Anbei liebe er Häuslichkeit und spreche gern Fremde: spare auch gern, würde also in allen Fällen mein Anerbieten gern annehmen.

Wer war froher als ich. Schickte gleich meinen Jäger an Ihro Majestät, und ließ ihn am folgenden Tage im Namen eines Wiener Cavaliers Tunelli zum Essen bitten.

Der Jäger kam mit der Antwort zurück, daß der König so frei sein würde, zu erscheinen.

Wie wunderlich ist das Schicksal! Vor kurzem noch gebettelt, hatte nun einen ansehnlichen König zu Gaste. Konnte kaum die Zeit erwarten, bis er kam.

Ich ließ eine Mittagstafel zubereiten, die sich vor jedem Monarchen der Erde sehn lassen durfte. Der König kam in seiner Kutsche, und ich nahm mir die Freiheit, ihn selber aus seinem Wagen zu heben. Ich hatte es so eingerichtet, daß, so wie die Majestät in den Saal traten, ihm schon die Schüsseln entgegen dampften; worüber sie gnädigst zu lächeln geruhten und eigenhändig Beifall klatschten. Wurde dadurch ungemein zum Essen aufgemuntert und machte dem Könige dadurch doppelten Appetit.

Mußte erzählen, durch welche Länder ich gereist sei, und sprach daher von Polen, Persien, Türkei und Sibirien. Ver-

schwieg aber meinen Stand und meine gehabten Avanturen weislich, weil es mir hätte zum Schaden gereichen können. Habe von jeher nach feiner Politik gehandelt, und mich in jeden Stand, mit dem ich umging, zu schicken gewußt.

Wir tranken auch ziemlich viel Weinflaschen aus, und da kam mein König erst recht in seine Laune hinein. Muß aber auch der Wahrheit die Ehre geben, daß ich es nicht an Witz gebrechen ließ, um meinen hohen Mitspeisenden zu unterhalten, welches er gnädigst und mit vielem Lachen vermerkte. Glaube, war vor Ehre, Freude und Wein halb betrunken.

Ich erzählte dem Könige von einem schönen Berge, den ich vor der Stadt gesehn hatte, und der mir in Ansehung der Gegend und Aussicht erstaunlich gefiel. Der König war eben der Meinung, sagte, er hätte schon viele Länder durchreist, habe aber keinen so schönen Berg angetroffen. Ob er ihn mir käuflich überlassen wolle? Der Regierende besann sich eine Weile und sagte: es wäre um den Berg schade. Ich glaubte, er weigre sich nur aus Verstellung, um einen bessern Handel zu machen, wie es sich nachher auch befand. Er wolle mir den Berg abtreten, sagte er, daß ich mir ein prächtiges Schloß dort bauen könne, erlauben; aber es sei ihm platt unmöglich, ihn unter zwei Millionen zu lassen, das sei der genauste Preis, wovon er sich keinen Pfennig könne abhandeln lassen; dabei bedinge er sich noch aus, daß nach meinem Tode oder Ableben der Berg an sein Königreich zurückfallen müsse.

Was waren mir zwei Millionen! — Wir gaben uns also die Hände, der Wirth schlug durch, und der Handel war gemacht.

Ich ließ die Kutsche anspannen und fuhr auch mit dem Könige hinaus, um mein Grundstück in Augenschein zu nehmen. Als ich nüchtern geworden war, merkte ich doch, daß er mich angeführt hatte; denn der Berg war mir eigentlich für meine

schönen zwei Millionen nur auf meine Lebenszeit geliehen. Der Wirth lachte auch und schüttelte den Kopf.

Was konnte ich dafür? Es war das erstemal, daß ich mit einem Könige einen Handel machte. Beschloß, mich in der Zukunft besser in Acht zu nehmen.

Ich baute ein prächtiges Schloß auf mein Gebirge hin, das mich auch über eine Million kostete; denn ich sah das Geld nicht viel an, weil mich im Fall der Noth immer auf den Teufel verließ. Hatte also in kurzer Zeit eine Menge Geld ausgegeben.

Als selbiges Schloß fertig war, nannte ich es Tunellenburg; mich selbst aber den Grafen Tunelli. Will von den Festins schweigen, die bei der Einweihung veranstaltet wurden; der Rede nicht erwähnen, die der Zimmermann oben auf dem Dache zu meinem Lobe hielt; die Gedichte übergehen, die zu meinem Besten abgesungen wurden. Alles das würde zu viel Eitelkeit von meiner Seite verrathen, wenn ich es weitläuftig beschreiben wollte. Will nur so viel kürzlich melden, daß im ganzen Lande berühmt, ja beinah angebetet wurde. War auch kein Wunder, da ich so viel Geld bei mir verspüren ließ.

Uebrigens ließ mir selber an nichts abgehn, speiste auch oft bei obenerwähntem Wirthe, weil er ein überaus geschickter Koch war und wie gesagt, viele Bildung hatte. Das war jetzt ein ander Leben, als wie ich mich in tausenderlei Thiere verwandeln mußte, um nur das liebe Brot zu haben, nach mir mußte schießen lassen, von Raubvögeln über's Meer tragen und dergleichen Unannehmlichkeiten.

Der König hatte mich schon einigemal gefragt, warum ich mich nicht lieber verheirathete, als ein so einsames Leben führte?

Fiel mir selber auf's Herz, daß ich noch keinmal in meinem

Leben verliebt gewesen war. Rührte wahrscheinlich daher, daß ich immer noch zu sehr mit Nahrungssorgen zu kämpfen gehabt.

Ich sah gerade beim Könige aus dem Fenster seines Schlosses, als wir diesen Diskurs führten. Indem so geht ein sehr liebenswürdiges Frauenzimmer vorbei, und wie ich sie ansah, war auch mein Herz bewegt (hatten schon gespeist), meine Empfindungen wurden angeregt, mit einem Wort, ich wurde verliebt. Zeigte dem Könige das Mädchen und meinte, daß ich diese am liebsten zu meiner Gemahlin erwählen möchte. Der König gab mir seinen Beifall und sagte, daß er sie selber für schön erkenne. Er sandte also in meinem Namen seinen Kammerhusaren hinunter, der sie einladen mußte, auf's Palais hinauf zu kommen, weil sie ein Cavalier sprechen wolle.

Das Mädchen war aber kurz angebunden, sagte, sie habe auf dem Schlosse nichts zu suchen, sie kenne schon den Herrn König, und sei nicht eine von denjenigen, und dergleichen Redensarten mehr; worauf sie denn ihren Weg fortsetzte. Ich war erschrocken und bange, ich möchte sie gänzlich aus den Augen verlieren, schrie und heulte vor Liebe im Fenster, daß es den König zu Thränen rührte. Umarmte mich weinend und suchte mich zu beruhigen, schickte auch alsbald zwölf Mann Wache aus, die das widerspenstige Mädchen mit Gewalt in's Schloß bringen mußten.

Sie zitterte und bebte und war sich nichts Guts versehn, ward dadurch in meinen Augen noch viel liebenswürdiger. Es war mir immer die größte Freude, wenn Leute vor mir zitterten und ich ihnen nachher vergab und nichts that. So glaubte meine Geliebte auch, sie würde ihr junges Leben im Schlosse einbüßen müssen und fiel daher aus den Wolken, als ich ihr in den beweglichsten Ausdrücken meine Liebe und Anbetung ihrer Schönheit gestand. Sie war ganz versteinert. Ich und der König freuten uns so sehr darüber, daß wir laut lachen mußten.

Sie sagte, sie sei nur die Tochter eines Kaufmanns und verdiene eine so hohe Ehre nicht. Antwortete ihr galanterweise: die Schönheit sei die einzig wahre Beherrscherin der Erde, und wahre feurige Liebe, wie die meinige, mache alle Stände gleich, solle mich demnach nur aus vollem Herzen lieben, und sie sei dann fast eben so viel, als ich selber. Könne nicht ohne sie leben, möchte also ohne weitere Umstände mein Leben oder meinen Tod beschließen.

Sie sah mich mit zärtlichen Augen an, und ich merkte aus allen Kennzeichen, daß sie eine wahre und ungeheuchelte Liebe zu mir trüge, es nur nicht zu sagen sich unterstehe; denn ich war eine schöne Person, ansehnlich und wohlbeleibt; hatte überdieß einen großen Stern auf der Brust und einen Orden um, brillantne Ringe an den Fingern; in Summa: sie verspürte wohl, daß ich was Extraordinaires sei; auch viel Geld hinter mir stecke. Gestand mir also ihre Neigung und wurde noch an demselben Tage auf dem Schlosse unsre Hochzeit und Trauung vollzogen. Die Eltern meiner Gemahlin durften aber nichts davon erfahren; denn ich hatte vor, diesen nachher eine recht heimliche Freude zu machen.

Nachdem wir gegessen und getrunken und uns auf allerlei Weise erlustigt hatten, begaben wir uns nach der prächtigen Tunellenburg, wo in aller Eil ein neues Bankett zugerichtet wurde. Dann ließ ich eine prächtige Jagd anstellen: war und blieb aber ein ungeschickter Jäger.

Hatte schon mehrere Wochen mit meiner Gemahlin äußerst vergnügt und zufrieden gelebt; dieselbe aß dieselben Sachen auch gern, die ich am liebsten mochte, und waren also, so zu sagen, Beide ein Herz und eine Seele. Schmeckte in voller Glückseligkeit also die Freuden des Ehestandes und wunderte

mich, daß nicht eher darauf verfallen; denn hatte nun immer jemand, der sprach, und brauchte gar nicht Unterhaltung aus dem Hause zu suchen.

Als die erste Leidenschaft der Liebe vorüber war, dachte ich an den Vater meiner Gemahlin, daß er wahrscheinlich über den Verlust seiner Tochter untröstlich sein würde, da er durchaus nicht wußte, wo sie hingekommen war; denn ich hatte es sehr strenge verboten, ihm zu verrathen, aus Ursach der heimlichen Freude.

Ließ ihn also endlich einmal auf mein Schloß bescheiden, diesen Kaufmann. Er kannte mich gar nicht, und wunderte sich also, warum ich ihn doch wohl rufen ließe. Sah ganz krank aus, der arme Mann, als er ankam, und mußte vor Freude lachen, als ich dachte, daß nun seine Angst bald vorüber sein würde. Er hatte Edelsteine mitgebracht, weil er dachte, ich sei etwa gesonnen, Pretiosa zu kaufen und habe ihn deswegen rufen lassen. Er zeigte sie mir mit der größten Demuth und Unterwürfigkeit, und es fiel ihm wenig ein, daß ich sein Schwiegersohn sei.

Als ich sie alle genug betrachtet hatte, gab ich ihm einige von meinen Diamanten, wie eine halbe Faust groß in die Hand und fragte, ob er sie nicht von dieser Sorte habe? Er erschrak über die großen Steine und antwortete, daß er dergleichen Diamanten noch niemals gesehn, vielweniger besessen habe. — Andre könnte ich nicht brauchen; und da er keine von dem Caliber habe, wolle ich ihm die sechse schenken, die er gerade in den Händen habe.

Der Kaufmann wußte nicht, ob er im Himmel oder auf der Erde war; er sah mich mit großen Augen an und konnte aus meiner Person nicht klug werden. Ich mußte innerlich lachen und konnte mich vor Freude nicht lassen. Er mußte sich

nun neben mich setzen, und ich ließ für uns beide etliche Flaschen von meinem besten Weine aus dem Keller heraufholen.

Bei diesem Anblick schien mein unbekannter heimlicher Schwiegervater etwas beruhigt und getröstet. Er trank von Herzen und ich nöthigte ihn so lange, bis ich merkte, er sei seiner Sinne nicht mehr mächtig. Um nun seine Freude und sein Glück auf den höchsten Gipfel zu bringen, mußte meine Gemahlin plötzlich hereintreten.

Der alte Mann erschrak vor Entzücken, als er seine Tochter so unvermuthet wieder sah; er wollte aufstehn und sie umarmen, wie es einem Vater zukommt; aber es hatte ihn so überwältigt, daß er der Länge nach in meinen Speisesaal hinfiel. Erinnere mich nicht, daß ich in meinem Leben schon eine solche Freude gehabt hätte, als an dem Tage, da diese beiden liebenden Herzen sich wieder fanden.

Aber keine Feder kann es beschreiben noch ausdrücken, was der alte Mann für dummes Zeug anfing, als er hörte, daß seine Tochter meine Gemahlin sei und ich selber sein Schwiegersohn. Das Händeringen und Bockspringen wollte gar kein Ende nehmen. Ich mußte mir vor Lachen und Freude Bauch und Seiten halten.

Er mußte mit uns essen, mit uns auf die Jagd gehen, wozu er noch weniger taugte, als ich selber: dann mußte er wieder trinken, dann ein Feuerwerk ansehn, in Summa, er genoß alle Seligkeiten dieser Erde.

Darüber wurde er auch am Ende sehr verdrießlich, denn er sagte, wir sollten ihn nun auch einmal wieder nach Hause gehn lassen, seiner Frauen wegen, die nicht wisse, wo er bliebe, erst hätte ich ihnen die Tochter weggenommen, nun würde er selber seiner Frau vorenthalten, die sich vielleicht gar zu Tode ängstigen könne.

Er schimpfte und fluchte so lange, bis ich einsah, daß er Recht habe, und ihn wieder in Gnaden entließ.

Ich schlief mit den Vorstellungen ein, wie glücklich sich nun die ganze Familie fühlen müsse.

Ich mußte nun meiner Frau alle meine Kostbarkeiten zeigen, alle Diamanten, Ringe und andre Kleinodien. Den größten Wohlgefallen äußerte sie am baaren Gelde: eine Folge ihrer Erziehung und weil ihre Eltern Kaufleute waren.

Nahm mir also vor, ihr eine rechte Freude zu machen, sagte ihr, daß ich nur auf eine Stunde nach der Stadt fahren wollte, um die Einkünfte einzunehmen, die mir meine großen Güter in Deutschland einträgen.

Fuhr also ab, stieg aber im Walde aus der Kutsche und bannte den Teufel zu mir. Er wußte schon, was ich wollte, und kam mit vielen Edelgesteinen zu mir. Immer als Mensch, wie ich es befohlen hatte. Ich sagte, wenn es ihm nichts verschlüge, möchte er mir diesmal baares Geld in Dukaten bringen. War zufrieden, wenn ich drei Prozent am Werthe der Kleinodien verlieren wollte. Ich mußte mich drein finden, weil es mir auf baare Münze ankam. Nach einer Viertelstunde kam der Teufel schwitzend wieder und hatte wohl zwanzig Beutel mit Dukaten bei sich. Gab die Edelsteine zurück, behielt aber heimlich zwei von den besten Ringen zurück, so daß doch keinen Schaden hatte.

Fuhr hierauf nach meinem Schlosse und meine Gemahlin amüsirte sich vierzehn Tage hintereinander damit, daß sie die Dukaten zählte. Wir waren recht glücklich und bei Tische immer sehr vergnügt.

Um die Zeit begab sich's bald nachher, daß beide Eltern meiner Frau Gemahlin uns besuchten. War schönes Wetter

und sehr bei Laune, wie immer gern zu sein pflegte, war mir daher dieser Besuch sehr willkommen und angenehm. Was mir aber noch mehr Freude machte, war der Umstand, daß sie von mehr als zweihundert Personen aus der Stadt begleitet wurden, die Musik mitbrachten und ein verteufeltes Lärmen machten; alles mir und meiner Frau Gemahlin zu Ehren. Es war lustig, die Musik und das wiederklingende Echo aus dem Fenster wahrzunehmen.

Wurde an dem Tage ein großes und herrliches Traktament angestellt, womit wir ohnmaßen Ehre einlegten. Fraßen auch Alle, daß wohl ein Stein hätte Appetit kriegen mögen, viel weniger wohl ich. Daneben viele Gratulationen abgestattet erhalten, und von allen Seiten Complimente eingesammelt. Ließ auch meine Gnade hinlänglich verspüren; denn als das Festin vorbei und es Abend war, erhielt jeder von den zweihundert Personen einen köstlichen Ring mit einem trefflichen Diamantstein. Aergerte sich nachher die ganze Stadt, daß sie nicht mitgegangen war.

Glück ist unbeständig. Währte nicht lange, so wurde meine theuerste Gemahlin von einer kleinen unbedeutenden Krankheit angefallen. War nicht saumselig, sondern schickte sogleich nach dem Leibarzt des Fürsten, mit dem Erbieten, wolle ihm überflüssig Geld geben, wenn er sie kurire. Da der Leibarzt dies Anerbieten hörte, brachte er noch vier von seinen guten Freunden mit, und hielten alle zusammen Collegium Medicum. Ging mir viel Geld darauf, und ehe vierzehn Tage verlaufen waren, war meine liebwertheste Gemahlin gestorben.

Weinte, wie sich's gebührte, und fiel beinahe in Verzweiflung, so daß der König, so wie viele Leute vom Stande, genug an mir zu trösten hatten.

War doch nun durchaus nicht zu ändern, ließ mir daher auch endlich den Trost meiner Bedienten zu Herzen gehn, die gewaltig an mir arbeiteten. Trachtete nun, ihr, meiner gewesenen Gemahlin, ein anständiges Begräbniß zuzubereiten, damit mir nichts vorzuwerfen habe. Geschah mit aller Solennität; denn dieselbe wurde in der Stadt, in der Domkirche, unter Begleitung von vielen Fackeln, begraben, wobei viele Menschen häufige Thränen vergossen.

Hatte daran noch nicht genug, sondern ließ ihr auch ein herrliches Denkmal aus Marmorsteinen setzen, wozu eine lateinische Inschrift ausarbeiten ließ, die passend war. Alles vergoldet, kostete auch vieles Geld, war aber auch im besten Geschmack.

Nachdem das Begräbniß vorüber war, ließ ich ein prächtiges Trauermahl anrichten, um meiner Gemahlin alle Ehre zu erweisen. Hatte für delikate Speisen gesorgt, und lief zu meiner und zur allgemeinen Zufriedenheit ab. Waren auch die Weine im geringsten nicht gespart, so daß eine herzliche Freude darüber empfand.

Mein Umgang mit dem Könige dauerte immer mit gleicher Zärtlichkeit fort. Aßen oft zusammen, und die Majestät schärfte mir manchen Trost ein, und sprach vortrefflich über die nothwendige Verknüpfung der Dinge, Schicksal und dergleichen, so daß fast kein Wort davon verstand.

Suchte mich auch durch Ergötzlichkeiten und andere Diskurse zu zerstreuen, um mich nur vor Verzweiflung zu bewahren. So erzählte er mir eines Tages, daß man eine große Anzahl Diebe und Mörder eingefangen habe und er nun nicht wisse, ob er sie hängen solle, oder ihnen nicht lieber Pardon ertheilen. Ich wunderte mich über dergleichen schlechte und

offenbar zu menschenfreundliche Gesinnungen. Sagte ihm rund heraus, er sei ein schlechter König, wenn er nicht am Umbringen das gehörige Vergnügen finde, und werde nachher in seinem Leben nicht mit Sicherheit regieren können. Man sehe es ihm wohl an, daß er bis dato noch mit Spitzbuben keinen sonderlichen Umgang gehabt; solle sie aber nur kennen lernen und werde dann einsehen, daß gegen dergleichen Ungeziefer der Galgen, als das einzige kräftige Mittel, vorhanden. Hätte selber von solchen Creaturen einmal von einem Baume heruntergeschossen werden sollen, habe mich aber glücklicherweise noch durch eine glückliche List gerettet.

Kurz, predigte dem Könige so lange vor, bis er seine gnädigste Einwilligung dazu gegeben hatte, daß die Spitzbuben gehängt wurden, damit nur ordentliche Ruhe in's Land käme. Kriegte auch Lust die armen Spitzbuben selber in Augenschein zu nehmen, machte ihnen also mit dem Könige einen Besuch. Sie hofften bei der Gelegenheit Pardon zu kriegen, aber darinne hatten sie sich sehr geirrt; wir sagten ihnen beide rund heraus, daß auf dieser Erde ihre Bestimmung nun einmal der Galgen sei; bei welcher Gelegenheit ich manchen schönen Spruch von der nothwendigen Verknüpfung der Dinge wieder an den Mann brachte. Die Spitzbuben wurden aber darüber ganz mißvergnügt.

Erstaunte nicht wenig, als die beiden ansehnlichen Kerle wieder gewahr ward, die mich ehemals in der Gegend von Polen hatten ausplündern wollen. Gab mich ihnen ohne Umstände zu erkennen und sagte, daß sie nunmehr das vom Baum Herunterschießen wohl würden lassen müssen. War ungemein vergnügt, daß an diesen Bestien meine Rache ausüben konnte, weil sie mich damals so über die Gebühr geängstigt hatten.

Am folgenden Tage wurden sie alle hingerichtet, die beiden ausgenommen, die meine Bekannten waren; denn diese hatten Mittel gefunden, aus dem Gefängnisse zu entwischen. Hatte

sie nun alle aufknüpfen sehn, und ging mit zufriedenem Gemüthe nach Hause, denn ich wußte nicht, was mir noch in dieser Nacht bevorstand.

Es mochte ungefähr um Mitternacht sein, als ich etwas so prasseln hörte, als wenn es Feuer wäre. War auch wirklich Feuer und ich wachte darüber auf. Alles stand in Flammen, die Tapeten brannten schon, ich griff nach den Kleidern, kaum daß ich noch meine Beinkleider rettete. Alles Uebrige, worunter auch mein herrlicher, trostreicher Stein befindlich, war fort und verloren. Die beiden entwischten Canaillen hatten das Feuer angelegt.

Nun stand ich unten vor meinem Schlosse in Hemd und Beinkleidern, indessen die Flammen alles geruhig niederbrannten. Die Bedienten liefen mit Zetergeschrei umher, und da ich mich einmal in der größten Trostlosigkeit befand, gab ich allen auf der Stelle gleich ihren Abschied. Sagte, daß ich verarmt und abgebrannt wäre, ohne Mittel, könnte sie also nicht weiter brauchen. Sie gingen mit Thränen von mir und schwuren hoch und theuer, kriegten Zeit Lebens nicht wieder so herrliches Essen zu sehn, vielweniger zu genießen.

Wußte keinen andern Entschluß zu fassen, als daß mich den Tag über in den nächsten Wald einquartierte, weil in meinem nackenden Anzuge nicht durch die Straßen der Residenz gehen wollte.

Botanisirte in der Verzweiflung.

Als es dunkel geworden, begab ich mich in die Stadt zum Kaufmann, meinem Schwiegervater. Derselbe glaubte, ich sei vielleicht gar vor Schmerzen oder Langeweile toll geworden, daß ich, als ein Graf, in solchem Aufzuge zu ihm gelaufen kam. Erklärte ihm aber bald das Räthsel, und erzählte ihm von

meinem Stein und dessen Eigenschaften, vom Teufel und so weiter, in Summa, vertraute dem Manne alles und daß ich ein armer Abgebrannter sei: wodurch denn seine Verwunderung aufhörte, er aber in ein unbeschreibliches Erstaunen gerieth.

Der König, dem ich schriftlich mein gehabtes Unglück anzeigte, stattete mir schriftlich sein Condolenzschreiben ab, mit eigenen hohen Händen abgefaßt, wodurch gewissermaßen in eine Art von Beruhigung überging.

Der Kaufmann, mein gewesener Schwiegervater, hatte für sein großes Vermögen, daß er großentheils durch mich erworben hatte, zwei Schiffe ausgerüstet, die damals auf der See waren. Es dauerte nicht lange, so kriegten wir die Nachricht, daß das eine gescheitert, das andre aber von Seeräubern weggekapert sei.

Nun hätte ein Mensch sehn sollen, wie dieser Kaufmann sich bei dergleichen Nachrichten anstellte und merkte schon damals, daß ich ein großer Philosoph sei, daß schon gewöhnt, so überschwengliches Elend mit exemplarischer Geduld zu ertragen. Einmal die Wurzel meines Glücks verloren, jetzt sogar mit meinem Steine abgebrannt.

Kam der Mann sogar darauf, ich sei ein Hexenmeister, sei am Tode seiner Tochter Schuld und auch an seinen Schiffen. In Summa, machte in der Verzweiflung nicht große Complimente, sondern schmiß mich zum Hause hinaus.

Der König hatte durch den Kaufmann denselben Argwohn gefaßt, von wegen der Hexenmeisterei. Schickte mir also die Bettelvögte nach, und ließ mich geradeswegs über die Gränze bringen, mit dem kurzen doch verständlichen Bedeuten, daß,

falls ich mich unterstehn würde, wieder einen Fuß in sein Land zu setzen, er mich an den lichten Galgen wolle henken lassen.

Ging mit betrübten Gedanken aus seinem Lande hinaus.

Sahe nun klärlich ein, daß man sich in dieser Welt auf nichts völlig verlassen und vertrauen könne, wenn man nicht sein bestimmtes Auskommen habe. Nahm mir daher vor, mein Glück wieder zu suchen und mich empor zu bringen; aber nicht auf die gewöhnliche Weise, wie bisher geschehen, sondern lieber gleich zu trachten, König oder Kaiser zu werden, damit ich mein Stückchen Brot in Ruhe und Frieden verzehren könne. Ist es doch so manchem gelungen, sagte ich zu mir selber, warum soll es denn mir gerade fehlschlagen? Wenn man alle Könige und Kaiser zusammenzählt, die seit Erschaffung der Welt regiert haben, so kömmt eine hübsche Summe heraus; warum soll ich nicht einer von diesen vielen werden können? Und Creaturen haben sich darunter befunden, wie der hochselige Nebukadnezar, der sich nicht entblödete, auf vier Füßen zu gehen; wie Nero, der die Christen verfolgte; wie Caligula, der sein Pferd zum ersten Bürgermeister machte; nicht des Saul zu gedenken, der David umbringen wollte; oder des Salomo, der sich ein paar tausend Weiber hielt. Keine dieser Bosheiten habe ich bisher ausgeübt, sondern im Gegentheil einen stillen und vernünftigen Lebenswandel geführt. Das Bischen durch die Luft Fliegen als Maus abgerechnet, als mich der erschreckliche Vogel nach dem Reiche Persien brachte. Warum soll ich nun verzweifeln?

Tröstete mich mit diesen und dergleichen Gedanken, hatte aber unterdessen nichts anders zu verzehren. That mir sehr leid und wünschte von Herzen, die Zwischenzeit bis zu meiner künftigen Größe möchte erst überstanden sein. Aber da half kein Wünschen. Ging von Ort zu Ort, und trieb wieder

das alte Bettlerhandwerk, das mir in der ersten Zeit recht sauer ankam.

Irrte weiter umher und kam in eine sehr wüste Gegend. Traf auch keinen Menschen, außer nach etlichen Tagen auf zwei Personen, die sich für Leineweber ausgaben und mir sagten, daß sie umher wanderten, ihr Glück in der Welt zu suchen. Freute mich ungemein, daß es noch mehr solche Leute gebe, als ich selber einer war, und indem genauer hinsah, waren es zwei von denen, die mich ehemals in Wien wegen meines fast zu beißenden Witzes hatten ausprügeln wollen. Wir erzählten uns unsre Geschichten, und als ich die meinige vortrug, hielten mich die Gesellen für einen wackern Aufschneider; denn es war ihnen so etwas Unglaubliches noch nie begegnet.

So ist der Mensch: Was er nicht selber erfahren hat, scheint ihm unmöglich.

Wir wanderten eine geraume Zeit mit einander. Eines Tages wurde es Abend, und es fing an sehr finster zu werden. Wir erkundigten uns nach einem Wirthshause und man beschrieb uns die Gegend. Als wir ankamen, sagte uns der Wirth, daß er uns unmöglich aufnehmen könne, weil alle seine Stuben schon von Gästen besetzt wären. Wir baten ihn recht flehentlich; allein es war alles umsonst und vergebens. Endlich sagte er, er habe noch ein Haus, das er aber immer müsse leer stehen lassen, weil es von Poltergeistern beunruhigt würde, mit diesem könne er uns dienen, wenn wir es verlangten, doch sollten wir nachher nicht die Schuld auf ihn schieben, wenn einigen von uns die Hälse gebrochen würden und dergleichen mehr.

Ich dachte gleich an meine sonst gehabte Geschichte mit der Katze, dem einen Cameraden fiel sie auch ein, und da er gern auch einen Stein beim Teufel im Brette haben wollte, so drang

er beim Wirthe darauf, daß er uns nur hinbringen möchte, und Licht, Bier und Karten geben, wir wollten es dann mit den Geistern schon aufnehmen.

Der Wirth, nachdem er uns noch einmal gewarnt hatte, erfüllte unser Begehren.

Wir waren lustig, spielten um das wenige Geld, das wir bei uns hatten und tranken unser Bier, indem wir dabei an nichts weniger als an einen Geist dachten. Glaubten auch am Ende, daß keiner kommen würde, als sich plötzlich um Mitternacht die Stubenthür öffnete, und ein vornehmer Cavalier mit vielen Complimenten hereintrat.

Meine werthesten Herren, sagte er recht höflich, es freut mich, daß sie in mein schlechtes Haus einsprechen wollen. Ich bin allein und werde die Ehre haben, von ihrer angenehmen Gesellschaft zu profitiren. Wir wollen eins zusammen trinken.

Aber wir alle waren nicht dazu aufgelegt, sondern saßen schon längst unter dem Tische, und keiner kuckte hervor.

Da der Herr fand, daß wir so ungesellig waren, verschwand er wieder.

Wir suchten wieder unsre Karten zusammen und glaubten, daß uns nun kein Geist weiter besuchen würde. Zechten alle noch lustiger als zuvor, weil wir dachten, wir hätten nun allen Schrecken überstanden.

Dauerte aber nicht lange, so kamen zwei Kerle gar aus dem Fußboden hervor, wovon einer eine Violine in der Hand, der andre aber eine Flöte am Maule hatte. Sie tanzten und spielten wie toll in der Stube herum, so daß Zeit meines Lebens keinen so unvernünftigen Geist gesehn habe. Nachdem sie viel dummes Zeug getrieben, ja mit ihren Possen sich so

weit vergessen, daß wir in ihrer Gegenwart, ob sie gleich Geister waren, lachen mußten, verschwanden sie wieder auf eine wunderbare Weise.

Nun dachten wir, wäre es der Poltergeisterei genug; aber weit gefehlt, denn die Hauptsache sollte nun erst vor sich gehn.

Es that sich nämlich die Decke der Stube auseinander, und der erst erschienene Herr fuhr mit einer ganzen großen Gesellschaft herunter, in die Stube herein. Bediente kamen mit, die eine große Tafel servirten, und sie mit goldenen und silbernen Geschirren besetzten. Dann wurden herrliche Speisen und treffliche Weine gebracht, und die Gesellschaft schmauste und zechte, daß, wenn es ordentliche Menschen gewesen wären, man seine Lust vom bloßen Zuschauen gehabt hätte. Wir hielten uns still in unserm Winkel und dachten: Wo will doch das hinaus?

Der Oberste an der Tafel rief einen Bedienten und sagte: Bringe den Herrn im Winkel da diesen Becher, den sie uns zu Ehren austrinken sollen.

Der Bediente kam auf uns zu, wie ihm befohlen war, und wir weigerten uns nach Herzenslust, sagten, wir wären sehr verbunden, hätten aber schon Bier genossen, wozu sich der Wein übel schicken würde, tränken nicht so spät Wein und dergleichen mehr. Da aber der Bediente gar nicht zu nöthigen aufhörte, so ergriff endlich der eine Leineweber den Becher, der in der That zu gerne trinken mochte, trank ihn aus und fiel alsbald todt darnieder.

Darüber erschraken wir andern beiden, wie billig, und nahmen uns vor, an diesem armen Kerl ein Exempel zu nehmen, der sich so unverhofft zu Tode gesoffen. Als daher von neuem die Einladung an uns erging, bestanden wir durchaus darauf, daß wir nichts mit Trinken zu thun haben wollten. Daran kehrte

sich aber der abgeschickte Bediente ganz und gar nicht, sondern, da wir nicht zum Trinken aufgelegt waren, brach er dem andern Gesellen mit Gewalt den Mund von einander und goß ihm den Wein hinunter, worauf dieser ebenfalls des Todes verblich.

Da ich dergleichen Ceremonien sah, wollte mir das Herz fast vor Angst zersterben, suchte meine Rettung daher in der Flucht. Da war mir aber übel gerathen; denn der Bediente erwischte mich am Kleide und hielt mich fest, indem er mir immer den Becher zum Trinken präsentirte.

Noth lehrt beten! Die Wahrheit dieses Sprüchwortes habe ich damals recht einsehn lernen; denn als ich nun in der höchsten Angst war, suchte ich in meinem Gedächtnisse nach einem recht kräftigen Stoßgebete umher, und rief eins, was mir in den Wurf kam, in der Verzweiflung, so laut ich konnte.

Sogleich verschwanden alle Gespenster, doch ließen sie in der Eile die prächtige Tafel in der Ruh.

Es erschien ein Geist, in Gestalt eines großen schönen Vogels. Wir machten gegenseitig unsre Complimente und freuten uns, uns kennen zu lernen. Hierauf fragte ich an, ob ich nicht so frei sein dürfte, das Beste von den goldenen Geschirren zu mir zu stecken und für meine gehabte Angst einen kleinen Rekompens zu genießen. Der Vogel widerrieth ein solches, und sagte, ich solle alles dem Wirthe lassen, der sein Haus so lange nicht habe brauchen können und dadurch ziemlicher maßen Schaden gelitten, ich solle nichts, als einen Pokal zu mir stecken, in dem sich eine überaus köstliche Perle befinde. Diese Perle sei vorzüglich dazu zu gebrauchen, daß sie alles, was man damit anrühre, in Gold verwandle, es aber dann wieder in seinen vorigen Zustand herstelle, wenn man es haben wolle. Außerdem, fuhr der Vogel fort, steht hier vor der Thür ein

gesattelter schöner Esel, der dich fortbringen wird, sobald du ihm nur ein wenig in die Seiten trittst.

Ich bedankte mich für die große Gnade und das schöne Geschenk, steckte den Pokal zu mir und damit sogleich zur Thür hinaus. Der Esel stand wirklich draußen, und setzte mich auf, und wie ehemals der Vogel, so ging jetzt dieser Esel mit mir durch alle Lüfte. Schloß fest an, weil beständig in der Furcht lebte, herunter zu fallen.

Flogen beide und flogen beständig fort, es war, als hätte der Esel Flügel gehabt. Es war auch dunkle Nacht; aber die Sonne mit ihrer Morgenröthe ging schon auf, als ich noch immer auf meinem Esel saß, der des Fliegens nicht überdrüßig wurde.

Endlich sahen wir ein hohes und steiles Gebirge vor uns liegen: darauf setzte sich der Esel mit mir nieder und stand still. Hielt solches für eine feine Art, mir seine Meinung zu verstehn zu geben und stieg augenblicklich ab.

Als ich abgestiegen war, unterließ ich nicht, mich nach allen Seiten wohl umzuschaun, weil gern wissen wollte, wohin ich gerathen sei. Sah aber nichts als steile Berge um mich her. Ich fragte, wo wir wären, bedankte mich bei dem gutwilligen Esel und wollte schon in der Stille meine Perle herausnehmen, um ihn in Gold zu verwandeln und nachher zu verkaufen, als er, der gewiß meine Absicht merkte, sich plötzlich in ein herrliches Pferd verwandelte.

Ich erstaunte und merkte nun wohl, daß ich einen Geist vor mir habe; erwies ihm auch von diesem Augenblick alle nur mögliche Ehre, die man unter solchen Umständen einem Gespenste schuldig ist. Behielt immer meinen Hut unterm Arm, ließ es auch an Schauder und Angst nicht gebrechen; denn ich dachte,

das Pferd könne mich am Ende noch gar mitten in dem wüsten Gebirge auffressen.

Das Pferd war aber seinerseits auch sehr höflich, und hatte, ob es gleich seinen Stand verändert hatte, immer noch die bezaubernden Manieren des Esels an sich, so daß unter gegenseitigem Complimentiren eine gute halbe Stunde verstrich. Das Pferd machte so viele Kratzfüße, daß die Funken nur immer aus dem Felsen sprangen.

War endlich so dreist zu fragen: warum es nicht lieber gleich ein Pferd gewesen wäre, sondern sich erst in einen Esel verwandelt hätte, hätte auf die Art nur doppelte Mühe gehabt; worauf das Pferd mit einem liebenswürdigen Wiehern, das auf seine Art ein Lachen vorstellen sollte, antwortete: Halte endlich dein Maul, Tonerle, oder Tunelli, und sei froh, daß du mit heiler Haut aus den Händen der Gespenster gekommen bist. Geh' deiner Straße. Dort unten liegt eine große Stadt, da wirst du dein sicheres und beständiges Glück machen. — Wo? fragte ich.

Das Pferd stellte sich auf die Hinterbeine und sagte verdrießlich: da vor dir, du Ochsenkopf! indem es das vordere Bein mit dem Hufe gerade vor sich hin streckte. Ich sah noch einmal hin und bemerkte nun auch eine gewaltig große Stadt vor mir liegen: konnte nicht begreifen, daß ich sie nicht gleich gesehen.

Das Pferd stand noch aufgerichtet vor mir, ich hielt es für meine Schuldigkeit, nahm den Vorderfuß in meine Hand, drückte ihn ein wenig zärtlich in meinen Fingern und versiegelte dann meine Dankbarkeit mit einem auf den Huf gut angebrachten Kuß.

Das Pferd machte eine zierliche Verbeugung und verschwand.

Ich fing nun an mit Gemächlichkeit vom Gebirge herunter

zu steigen, wobei zu meinem großen Leidwesen Hunger verspürte. Um mich zu zerstreuen, verwandelte sogleich einen großen Stein in Gold, dann wieder in Stein, steckte mir alle Taschen voll Holz und Steine, die ich zu Gold machte, um in der Stadt sogleich davon zehren zu können. Nun ward mir das Gehen sehr beschwerlich, von wegen der großen Last. Sah bei der Gelegenheit ein, daß zuweilen mit Dummheit behaftet, weil ja die Perle besitze, warf daher wieder alles von mir und machte es wieder zu Stein und Holz.

Nun hoffe doch endlich den Hafen des Glücks zu finden, sagte ich zu mir selber, da der Hunger immer mehr überhand nahm: hange ich doch nun von Niemand ab, brauche mich nicht zu verwandeln, um meinen Lebensunterhalt zu genießen, habe auch durch Gottes Hülfe weiter keine Gemeinschaft mit dem Teufel, der das Bannen und Zitiren und Schätzebringen doch auch einmal hätte überdrüssig werden können. O wohl dem Manne, der alles sich selber, seiner eigenen Kraft und seinen Talenten zu verdanken hat!

Unter diesen Worten war ich bis an das Stadtthor gekommen.

Verwandelte in der Eil eine Mengen ichtswürdiger Sachen in Gold, um mich mit Sicherheit in einem Gasthofe niederlassen zu können. War der Wirth über meine Ankunft sehr vergnügt; denn ich verzehrte gar nicht sparsam, so daß er seit langer Zeit keinen so guten Gast gesehn hatte.

Erfuhr von ihm, daß diese Stadt und dies Land Aromata genannt werde und daß es einen Kaiser habe. Gefiel mir die Lage und die Art der Lebensmittel ungemein; mit einem Worte, wünschte, hier mit der Zeit einmal Kaiser zu werden.

Nachdem einige Wochen ohne Beschäftigung im Wirthshause still gelegen, um mich nun auf die gehörige Weise zu er-

holen, so fing auch wieder an, an die dem Menschen nöthige Thätigkeit zu denken. Ging daher spatzieren und betrachtete nur die Straßen der Stadt.

Muß sagen, daß mir dieses Land von Tage zu Tage mehr gefiel. Straßen waren breit, probirte die übrigen Gasthöfe, waren auch gar nicht zu verachten; fand aber doch, daß ich mich am besten einquartiret.

Nachdem die Landesart erkundet, wollte ich auch einen Vorsatz in's Werk richten, nämlich: nichts Geringers, als in dieser Stadt großes Aufsehn zu erregen. Verwandelte also die ganze Straße, die nach dem Kaiserlichen Pallaste führte, in Gold.

Erst wußten die Leute gar nicht, was sich zugetragen; dann verwunderten sie sich aber desto mehr, als sie es gewahr wurden. Es entstand ein großer Auflauf, Goldschmiede erprobten das Gold und fanden es ächt und vortrefflich. Ist nicht zu sagen, welch ein Lärmen und Geschrei in der ganzen Stadt vorhanden war.

Es konnte gar nicht fehlen, daß des Kaisers Person nicht Einiges davon zu Ohren gekommen wäre. Er, der ein Liebhaber von Curiositäten war, ließ sogleich seine sechsspännige Kutsche vorfahren, und setzte sich allda hinein und fuhr durch die goldene Straße, um das Wunderwerk selbst in Augenschein zu nehmen. Ist nicht zu läugnen, daß es sehenswürdig war, und bin fast der Meinung, daß keiner meiner hochzuehrenden Leser je mehr dergleichen mit Augen erblicket, wenn er sich nicht um die Zeit in Aromata sollte aufgehalten haben.

Dem Kaiser, der sogar eine Porzellanmanufaktur eingerichtet, dem Seidenbau aufgeholfen und den Kartoffelbau in seinem Lande verbreitet, auch Noth- und Hülfsbücher verstattete, konnte dergleichen Fortschreitung in den Wissenschaften keinesweges gleichgültig sein. Hatte daher kaum gemerkt, daß das Gold

ächt und brauchbar sei, so ließ er gleich einen Herold mit einer großen Posaune die Straßen hinunter reiten und ausrufen: daß derjenige vortreffliche und große Mann, der dies Kunststück bewerkstelligt, sogleich bei Hofe sich einfinden möge, inmaßen der Kaiser gesonnen sei, ihn ziemlich in Ehren zu halten.

Unter dem Gedränge der Leute schlich ich mich indessen wieder an die Häuser und verwandelte sie durch meine Wissenschaft in eine gewöhnliche Gasse. Nun vermehrte sich das Erstauen und Lärmen noch um ein Großes; einige junge Burschen, die sich damit beschäftigt hatten, einiges Gold von den Ecksteinen abzukratzen, sahen, daß ihr gehoffter Gewinnst nun wieder verschwunden, und wurden dermaßen ungehalten, daß sie sogar heftige Flüche ausstießen.

Was mich aber am meisten ergötzte, war des Kaisers Majestät selbst: stand der ehrwürdige große Mann da, und hatte vor lauter Erstaunen das Maul und die Augen weit aufgesperrt. Mußte über Dero Possirlichkeit laut lachen, und ließ mich geschwinde, um nicht noch mehr Unschicklichkeit zu begehen, bei Hofe anmelden, als derselbe Künstler, der die bekannten Wunderwerke veranstaltet habe.

Es konnte nicht fehlen, daß der Kaiser sogleich gelaufen kam, um mich in genauen Augenschein zu nehmen. Die Audienz ging vor sich und lief sehr gnädig ab. Sagte unverholen, daß ich dergleichen Kunststücke zu machen fähig. Worüber der Kaiser eine große Freude empfand, und sagte: ich würde ihn verbinden, wenn ich mich an seinem Hofe aufzuhalten geruhete. Sagte es ihm auf einige Zeit zu.

Bat mich Ihro Majestät, ihm doch in Gegenwart des hohen Ministerii einige exquisite Kunststücke vorzumachen, weil

er gerade ein großes Traktament zu geben gesonnen. Sagte demselben meine Dienste zu, und daß er nach seinem Belieben mit meinem geringen Talente schalten und walten könne.

Ihm aber selber eine Ergötzung zu machen, verwandelte sogleich seine Frau Gemahlin in pures Dukatengold, worüber er vor Verwunderung mit den Händen zusammenschlug. Bat mich aber, sie wieder rückwärts in seine Frau zu verwandeln. Geschahe von meiner Seite.

Nun wurde mit der Kaiserin eine sehr interressante psychologische Untersuchung angestellt, was, und wie sie als Gold empfunden, gedacht und sich vorgestellt habe. Waren alle Anwesende von Herzen neugierig; sie sagte aber, daß sie durchaus gar keine Empfindung gehabt habe. War immer merkwürdig genug.

Mir, für meine Person, schien sie als Gold viel reizender, als in ihrem wahren und natürlichen Zustande.

Die Minister waren jetzt versammelt, und der Kaiser bat mich, in ihrer Gegenwart etwas vorzunehmen. Die Tafel war aufgetragen, alle Speisen standen in Bereitschaft und schon war das hohe Ministerium im Schnappen begriffen, als ich alles sammt und sonders in Gold verwandelte.

Wollte, ich könnte das Erstaunen beschreiben, das sie alle ergriff: es war in der That zu verwundern.

Um die Kränkung aber aufzuheben, stellte ich nach einiger Zeit die wirklichen Speisen wieder her.

Noch als wir bei Tische saßen, erhielt der Kaiser einen Brief, durch den er erfuhr, daß einer von den anwesenden Ministern ein Hauptverräther sei. Er gestand auch seine Missethat, und bat um Pardon.

Der Kaiser sprach ihm das Todesurtheil, daß er sogleich

sollte hingerichtet werden. Ich aber schlug mich in's Mittel, und bat für ihn um Gnade, verwandelte ihn sogleich in Gold und rieth dem Kaiser, ihn nun zur Strafe in die Münze zu schicken, um zur Warnung für andre Hochverräther Dukaten aus ihm prägen zu lassen. Geschahe; ein Bedienter, der sich hierüber moviren wollte, wurde in der Eil noch mit verwandelt.

Der Kaiser hatte ein unbeschreibliches Wohlgefallen an mir. Er hatte vor, eine große Jagd anzustellen, und invitirte mich, gleichermaßen Theil daran zu nehmen. Versicherte ihn, sei von jeher ein großer Verehrer der Jagd gewesen.

Schoß wieder nichts, weil wie gesagt, nicht zu treffen verstand. Verwandelte aber Löwen und allerhand Thiere in Gold und ließ sie dann wieder lebendig werden und davon laufen. Der Kaiser hatte dergleichen Freude noch Zeit seines Lebens nicht empfunden.

Versicherte mich auch derselbige Kaiser seiner immerwährenden Protektion, und daß ich beständig an seinem Hofe verbleiben sollte, womit außerordentlich zufrieden war; denn hatte mein sehr schönes Essen und ging mir auch in keinem andern Dinge etwas ab.

War nicht lange am Hofe gewesen, so entstand ein ziemlich ansehnlicher Krieg; denn die benachbarten Völker griffen das Reich an, zerstörten die Dörfer und Festungen; in Summa, richteten großen Schaden an.

War mein Kaiser um diese Zeit ganz und gar verblüfft.

Er stellte eine Rathsversammlung an, die aus den erfahrensten Männern bestand; darunter ich auch gehörte. Es kam dazu, daß alle zum Frieden riethen, weil sie alle nicht Muth genug

hatten, ich war der einzige, der zum Kriege anrieth, auch zugleich die Anführung der Armee versprach, mit dem Erbieten, die Feinde gewißlich totaliter zu schlagen.

Man wollte mir erst nicht trauen, setzte aber durch mein Bitten durch, daß zum Feldmarschall ernannt wurde. Merkte, daß die Soldaten muthig waren, und rückte gleich in das feindliche Gebiet ein.

Kam bald zum Treffen, worin unverhoffterweise und zu meiner größten Freude die Feinde wirklich besiegte, wie ich es bis dahin nur versprochen hatte. Nicht faul zogen wir in das feindliche Land, eroberten die Festungen und Städte, legten Garnison hinein und kehrten dann mit Ehre und Ruhm gekrönt nach Aromata zurück.

Die Einwohner liefen uns mit einem fürchterlichen Vivat entgegen. Der Kaiser umarmte mich, man konnte sich nicht satt an mir sehn. Hatte noch niemals dergleichen Ehre genossen.

Es war die Zeit gekommen, daß ich in meinem Leben die Liebe zum zweitenmale empfand. Die reizende Tochter des Kaisers hatte nämlich mein Herz gefesselt. Wurde deshalb melancholisch, hing das Maul und ließ auch den Kaiser je zuweilen grob an. Er dachte wohl, daß mir was fehlen müsse. Fragte mich oft um die Ursache, blieb aber immer die Antwort schuldig, weil mich vor ihm fürchtete.

Endlich faßte mir doch ein Herz und gestand ihm meine Liebe, unter Thränen der Entzückung und Zähnknirschen. Sah der Kaiser dadurch wohl, daß mit mir nicht zu spaßen sei, und versprach mir seine Tochter, wenn ich ihm meine wunderbare Perl überlieferte.

Ich mußte in diesen sauren Apfel beißen, wenn mir die Perl auch noch so lieb war, wollte ich anders die schöne Prinzessin zur Gemahlin bekommen. An demselben Tage, da ich die Perl ablieferte, war mir die Braut überantwortet und ein so kostbares Hochzeitfest veranstaltet, daß meine gegenwärtigen Unterthanen immer noch davon zu erzählen wissen.

Mein Schwiegervater schenkte mir auch einige ausgesuchte Herzogthümer, von denen ich bequem meinen Lebensunterhalt ziehen konnte. War im Privatstande ziemlich vergnügt.

Wurde mein glorreicher Schwiegervater krank, und machte mir nun schon starke Rechnung auf die Krone von Aromata, weil ich der nächste Erbe war. Legte mich daher im Voraus auf die Regierungskunst und studirte meine Unterthanen. Kamen mir jetzt die Vorkenntnisse herrlich zu statten, daß ich schon ehemals die Wirthshäuser ausprobirt hatte.

Der Kaiser starb, und ich ward wirklich an seiner Stelle Kaiser. Hatte seitdem mein sicheres Brot und dazu Liebe und Anbetung meiner Unterthanen. Bin jetzt alt und grau, und immer noch glücklich, schreibe aus Zeitvertreib und weil ich nicht weiß was ich thun soll, diese meine wahrhafte Geschichte, um der Welt zu zeigen, daß man gewiß und wahrhaftig das am Ende durchsetzt, was man sich ernsthaft vorgesetzt hat. Habe Gottlob! noch guten Appetit, und hoffe ihn bis an mein seliges Ende zu behalten. Die idealischen Träume meiner Kinderjahre sind an mir in Erfüllung gegangen: das erleben nur wenige Menschen.

Und hier schließe ich meine Geschichte.

Druck von J. Draeger in Berlin, Adlerstr. 9.

Inhalt.

Biographien.

Gottlob Wilhelm Rabener.
Christian Fürchtegott Gellert.
Justus Möser.
Moses Mendelssohn.
Helfrich Peter Sturz.
Matthias Claudius.
Johann Jacob Engel.
Johann Gottfried von Herder.
Heinrich Pestalozzi.
Johann Wolfgang von Goethe.
August Gottlieb Meißner.
J. Peter Hebel.
Gotthelf Wilh. Christoph Starke.
Friedr. Christoph Wilh. Jacobs.
Friedrich von Schiller.
Ludwig Tieck.

Ernste und heitere Geschichten.

Der Verbrecher aus verlorener Ehre. Eine wahre Geschichte von F. v. Schiller.
Kannitverstan. Von J. P. Hebel.
Eine Erzählung, wie es viele giebt. Von J. Möser.
Der kluge Richter. Von J. P. Hebel.
Die kluge Hausfrau. Von Goethe.
Das Waldhorn und die harten Thaler. Von M. Claudius.
Friedrich des Großen Belagerung von Dresden. Von G. W. Rabener.
Gellert's Unterredung mit Friedrich II. Von Ch. F. Gellert.
Der Barbierjunge von Segringen. Von J. P. Hebel.
Lienhard und Gertrud. (Ein herzguter Mann, der aber doch Weib und Kind höchst unglücklich macht. — Eine Frau, die Entschlüsse faßt.) Von J. H. Pestalozzi.
Ein Zweikampf, wie es wenige giebt. Von H. P. Sturz.
Der geheilte Patient. Von J. P. Hebel.
Tobias Witt. Von J. J. Engel.
Der Staar von Segringen. Von J. P. Hebel.
Schicksale eines Schiffsjungen. Von F. Jacobs.
Die armen Alten. Von G. W. C. Starke.
Das fröhliche Mahl. Von F. Jacobs.
Deutsches Schauspiel zu Venedig. Eine wahre Anekdote. Von A. G. Meißner.
Das tugendhafte Weib. Von M. Mendelssohn.
Der afrikanische Rechtsspruch. Von J. G. von Herder.
Abrahams Kindheit. Von J. G. von Herder.
Das Grab der Rahel. Von J. G. v. Herder.
Merkwürdige Lebensgeschichte Sr. Majestät Abraham Tonelli. Von Ludwig Tieck.